

Universität Konstanz
Fachgruppe Sprachwissenschaft

Zur semantischen Feinstruktur
**in propositionalen
Einstellungskontexten**

Magisterarbeit
im Fach Theoretische Sprachwissenschaft

vorgelegt von Johannes Wespel
Matr.-Nr.: 01/513281

Erstgutachter: Prof. Dr. U. Egli
Zweitgutachter: PD Dr. M. Bader

Konstanz
März 2004

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung.....	S.2
I. Theorie	
1. Vier Thesen zum Einstieg.....	S.3
2. Einstellungen zu Propositionen als unstrukturierten Entitäten.....	S.7
3. Einstellungen zu strukturierten Propositionen.....	S.10
4. Einstellungen zu hyperfein strukturierten Propositionen.....	S.23
II. Analyse	
1. Semantik der Eigenschaften, Relationen und Propositionen.....	S.37
2. Gewöhnliche und abstrakte Objekte.....	S.41
3. Einstellungskontexte: Die Idee.....	S.45
4. Eigennamen.....	S.49
5. Indexikale.....	S.61
6. Anaphern.....	S.77
7. Schlussbemerkung.....	S.92
Literatur.....	S.94

„Bedeutung ist, wenn man nicht weiß, warum.“

(Martin Walser, *Das Einhorn*)

Vorbemerkung

Eine befriedigende Analyse für propositionale Einstellungskontexte finden ist wie ein Puzzle legen, bei dem nie alle Teile ineinanderpassen. Die Teile dieses Puzzles sind gerade die Grundannahmen der Semantik, die allgemein nur mit größtem Widerwillen abgelenkt oder fallengelassen werden. Auf den folgenden Seiten soll ein Vorschlag erarbeitet werden, wie man mit Einstellungskontexten in einer Weise umgehen kann, die möglichst wenig Kompromisse verlangt. Die Argumentation ist so angelegt, dass nach einer generellen thematischen Heranführung und Abgrenzung Theorien vorgestellt werden, die in entscheidenden Hinsichten fehlgehen. Die aufgezeigten Unzulänglichkeiten resultieren jeweils aus Problemen der Substitution von sententialen und subsententialen Ausdrücken; sie werden gleichzeitig dazu dienen, einige positive Thesen anzusammeln. Darauf aufbauend, zeichnet sich schrittweise ein Lösungsweg ab, der dann in ein Modell zur Analyse münden wird. Diese Analyse versucht, all das zu berücksichtigen, was sich aus der laufenden Besprechung als wichtig erwiesen hat. Der Schwerpunkt liegt dabei auf den so genannten direkt referentiellen Termen, die ein besonders schwieriges Verhältnis zu Berichten über propositionale Einstellungen haben. Es wird sich herausstellen, dass man in der Beschreibung von Einstellungskontexten nicht ohne eine Größe auskommt, die die Objekte der Kognition sehr fein zu individuieren vermag.

Eine Anmerkung zur Terminologie: Da es zu den englischen Begriffen „belief“, „believer“ und „belief content“ keine glückliche Übersetzung gibt, wurde hier der unschöne, aber praktische Weg gewählt, im Deutschen dafür die Ausdrücke „Glaube“, „Glaubender“ und „Glaubensinhalt“ zu verwenden.

I. Theorie

1. Vier Thesen zum Einstieg

Unter propositionalen Einstellungs-Berichten versteht man allgemein Aussagen der Form „Bart glaubt, dass Orcutt ein Spion ist“ oder „Lisa hofft, dass morgen die Sonne scheint“. Diese Art von Sätzen verdankt ihren Namen Bertrand Russell¹, der sie als Ausdruck einer Beziehung („Einstellung“) zwischen einem Individuum und einer Proposition interpretierte. Solche Einstellungen (im Folgenden kurz „PAs“) produzieren semantische Anomalien, deren Behandlung in gut einhundert Jahren des Nachdenkens und Nachforschens zu einer schwer überblickbaren Menge an Lösungsvorschlägen geführt hat. Die auffälligste Abnormität von PAs ist, dass sie dem Anschein nach das Leibnizsche Gesetz der Ununterscheidbarkeit des Identischen zu Fall bringen: Aus

$a = b$ und

$F(a)$ folgt notwendig

$F(b)$.

Aber aus

$a = b$ und

$\lfloor x \text{ glaubt, dass } F \rfloor(a)$

folgt scheinbar nicht notwendig

$\lfloor x \text{ glaubt, dass } F \rfloor(b)$.

Ein Großteil der vorhandenen Literatur zum Thema widmet sich verschiedenen Facetten des Problems, warum solche Inferenzen nicht erlaubt sind (oder wenn doch, wie der falsche Eindruck entsteht). Zur Veranschaulichung kann man aus der Gruppe der Einstellungsverben (hoffen, wünschen, bedauern usw.) fast jedes gleichermaßen heranziehen. Die folgende Darstellung wird sich indes nahezu ausschließlich auf das Glaubens-Prädikat beschränken, da es für alle Formen intentionaler Gerichtetheit in einer Weise fundamental ist, wie das umgekehrt für andere Prädikate nicht gelten dürfte.

Zur Eingrenzung des Stoffs sollen nun zuerst einige Thesen vorgestellt werden, die als Ansprüche an eine Theorie der PAs zu verstehen sind. Diese ersten Thesen werden nicht ausführlich begründet, da sie einerseits das zu Behandelnde erst abgrenzen sollen, andererseits auf Punkte von so zentraler Bedeutung zielen, dass ihre Berechtigung teilweise auf der Hand liegt, teilweise im Verlauf des weiteren Texts zum Vorschein kommen wird. Einfachheit und Konservativität sind methodologische Gesichtspunkte, die allen Thesen zugrunde liegen.

Für jede Semantik (und erst recht für jede linguistische Semantik) dürfte das Desiderat der Rekursivität der Bedeutungsregeln von vornehmlicher Wichtigkeit sein. Eine nicht rekursiv darstellbare Semantik ist für menschliche Gehirne nicht erlernbar. Die Garantin der Lernbarkeit für die Semantik ist die Kompositionalität. Davon leitet sich These 1 ab:

These 1: *Die Gesamtbedeutung eines Satzes ist eine Funktion der Bedeutung seiner wohlgeformten Teile sowie deren charakteristischer Zusammensetzung (Frege-Prinzip).*

These 1 bestreitet nicht, dass der Kontext einer Äußerung in geregelter Weise zu deren Gesamtbedeutung beitragen kann. Vielmehr sind mit These 1 Ansätze aus dem Feld geschlagen, die sich PAs auf nicht-kompositionalem Wege nähern. Darunter

¹Der Terminus „propositional attitude statement“ taucht erstmals bei Russell (1966) auf, dort meistens noch in Anführungszeichen gehalten, s. Russell, B.A.W. (1966): *An Inquiry into Meaning and Truth*, 7.Aufl. London.

fällt prominenterweise Quine (1960), wo das Einstellungsverb als mit dem folgenden *dass*-Satz zu einer nicht weiter zerlegbaren Einheit fusioniert gedeutet wird.² Die inakzeptable Folge daraus wäre eine unendliche Menge von Prädikaten für natürliche Sprachen.

Die beiden folgenden Thesen 2 und 3 betonen die Unverzichtbarkeit des Propositions-Begriffs in zweierlei Zusammenhängen; sie bekräftigen die Doppelrolle, die Propositionen in Fragen der Vermittlung von Wort, Gedanken und Welt spielen:

These 2: *Eine Proposition ist der Informationsgehalt eines Aussagesatzes (das, was ein Satz bedeutet). Propositionen bestimmen über die Wahrheit oder Falschheit von Aussagen.*

These 2 darf in ihrer Allgemeinheit am ehesten zum semantischen common sense gezählt werden. Einzig wenn man aus metaphysischen Erwägungen heraus Propositionen ablehnt (wie Quine), könnte man dagegen Einwände erheben. Solche Positionen stehen hier allerdings nicht zur Debatte.

These 3: *Intentionale Einstellungen unter einem gegebenen Modus (Glauben, Wünschen, Hoffen usw.) sind allein und vollständig mittels eines Subjekts sowie einer Proposition individuierbar, die den kognitiven Gehalt der jeweiligen Einstellung repräsentiert.*

These 3 ist eine Absage an solche Theorien, die PAs als dreistellige Beziehung zwischen glaubendem Subjekt, Proposition und einer weiteren Größe deuten, die Glaubenden und Proposition irgendwie zueinander in Beziehung setzt. Beispiele für

²s. Quine, W.V.O. (1960): *Word and Object*, Cambridge/Mass., S.216.

solche Konzeptionen sind Salmon (1986)³, Schiffer (1992)⁴ oder Crimmins/Perry (1995)⁵.

These 4: *Der semantische Gehalt eines deklarativen Satzes bestimmt sich über die damit ausgedrückte Proposition, ungeachtet der Stellung des Satzes in umfassenderen syntaktischen Gefügen.*

Auf einen Terminus von Davidson anspielend, könnte man These 4 „syntactic innocence“ titulieren. Sie besagt auch, dass in einer Glaubenszuschreibung der *dass*-Satz zu der gesamten ausgedrückten Proposition nicht mehr und nichts anderes beiträgt als diejenige Proposition, für die der *dass*-Satz ein Name ist. Folglich steht auch für diese Art Konstruktionen eine Orientierung an der Oberflächengrammatik offen: Eine propositionale Einstellung ist eine (intentionale) Relation zwischen einem Individuum und einer Proposition. Damit ist eine Abgrenzung von Theorien geschaffen, die nicht Propositionen als (vollwertige) Objekte von Einstellungsverben annehmen, sondern andere Entitäten, also z.B. Sätze wie Carnap (1964)⁶, „structured meanings“ wie Cresswell (1985)⁷, „Russellian annotated matrixes“ (RAMs) wie Richard (1990)⁸, „interpreted logical forms“ (ILFs) wie Larson/Ludlow (1993)⁹ oder „quasi-singular thoughts“ wie Recanati (1993)¹⁰. Mit Bezug auf die PAs ist These 4 sicherlich die anspruchsvollste der bisher vorgestellten.

³Salmon, N. (1986): *Frege's Puzzle*, Cambridge/Mass. Bei Salmon findet sich eine typische Formulierung des triadischen Modells:

„*A believes p* may be analyzed as $(\exists x) [A \text{ grasps } p \text{ by means of } x \ \& \ BEL(A, p, x)]$ “, wobei das *x* von Salmon als „the relation of disposition to inward agreement when taken in a certain way“ analysiert wird (Salmon 1986, S.111).

⁴Schiffer, S. (1992): *Belief Ascriptions*, in: *Journal of Philosophy* **89**, S.499-521.

⁵Crimmins, M. / Perry, J. (1989): *The Prince and the Phone Booth: Reporting Puzzling Beliefs*, in: *Journal of Philosophy* **86**, S.685-711.

⁶Carnap, R. (1964): *Meaning and Necessity. A Study in Semantics and Modal Logic*, 4.Aufl. Chicago, §§ 13, 15.

⁷Cresswell, M.J. (1985): *Structured Meanings: The Semantics of Propositional Attitudes*, Cambridge/Mass.

⁸Richard, M. (1990): *Propositional Attitudes. An Essay on Thoughts and How We Ascribe Them*, Cambridge.

⁹Larson, L.K. / Ludlow, P. (1993): *Interpreted Logical Forms*, in: *Synthese* **95**, S.305-355.

¹⁰Recanati, F. (1993): *Direct Reference. From Language to Thought*, Oxford, Kapitel 17-20.

Die nun folgenden Ausführungen sind einem Ansatz gewidmet, der alle in diesen vier Thesen genannten Anforderungen berücksichtigt, aber an anderer Stelle gravierende Defizite aufweist, wie sich zeigen wird.

2. Einstellungen zu Propositionen als unstrukturierten Entitäten

Die Formulierungen aus dem ersten Abschnitt charakterisieren Propositionen mehr funktional als substantiell. Fragen bezüglich der Metaphysik und inneren Form von Propositionen werden unter Philosophen, Logikern und Linguisten seit jeher besonders kontrovers verhandelt. Eine historische begriffliche Präzisierung erfuhr die Diskussion Mitte des vergangenen Jahrhunderts, als sich mit der mögliche-Welten-Semantik eine Theorie herausgebildet hatte, welche die Wittgenstein zugeschriebene Idee, der Gehalt eines Satzes sei über seine Wahrheitsbedingungen zu bestimmen, mit dem modallogischen Konstrukt der möglichen Welten zusammenbrachte. Die Bedingungen, unter denen ein Satz als wahr gelten kann, wurden durch eine Menge von Welten angegeben (nämlich durch genau die Menge, in der der Sachverhalt besteht, auf den ein Satz verweist). So waren einfache und exakte Definitionen für semantische Grundbegriffe möglich geworden, auch für den Begriff „Proposition“ selbst: Propositionen wurden mit mathematischen Funktionen identifiziert, die von Welt-Zeit-Indizes zu Wahrheitswerten führen. Carnap nannte solche Funktionen „Intensionen“ und die Werte, die eine derartige Funktion jeweils an einem Index liefert, „Extensionen“. Intension und Extension kommen nicht nur ganzen Sätzen zu, sondern auch deren Komponenten wie Namen, Quantoren und Prädikaten. Intensionen von Sätzen zeichnen sich dadurch aus, dass sie charakteristische Funktionen auf Welten sind; folglich kann man sie auch selbst wieder als Mengen von Welten darstellen. Eine Proposition ist demnach eine Menge von möglichen Welten, nämlich diejenige Menge, deren Elemente die zugeordnete charakteristische Funktion in den Wahrheitswert „wahr“ überführt. Je weniger mächtig diese Menge, desto informativer die zugeordnete Aussage.

Bei aller Präzisierung der Begrifflichkeit zeigt sich doch auch, dass die so konstruierte Auffassung von Propositionen auf gewisse Probleme stößt. Diese

Probleme ergeben sich aus dem unterschiedlichen logischen Verhalten von mathematischen Funktionen einerseits und dem, was man sich von Propositionen erwartet, andererseits. Funktionen haben die Eigenschaft, „stark extensional“ zu sein, d.h. es gilt: Wenn zwei Funktionen aus einem Argumentbereich immer und notwendig wertgleich sind, sind sie identisch. Gleiches sollte jedoch für Propositionen nicht gelten. Ein Beispiel zur Verdeutlichung:

- (1) Sokrates schläft.
- (2) Sokrates schläft, und der Prädikatenkalkül ist entscheidbar oder nicht entscheidbar.

Satz (1) spezifiziert eine Menge von möglichen Welten: diejenige, in der Sokrates schläft. Satz (2) ist die Konjunktion aus (1) und einer Tautologie, d.h. das zweite Glied der Konjunktion bezeichnet die Menge aller möglichen Welten. Daraus ergibt sich nach den Regeln der Aussagenlogik für die Konjunktion aus (1) und der Tautologie, dass (2) notwendig und immer in denselben Welten wahr ist wie (1). (1) und (2) drücken mithin dieselbe Proposition aus. Warum dies ein alarmierendes Ergebnis ist zeigt sich, sobald man die Beispiel-Sätze in PA-Kontexten wiederauftauchen lässt. Angenommen, Paul, ein kompetenter, rationaler und aufrichtiger Sprecher des Deutschen, äußert (1), und wie ab jetzt immer soll eine aufrichtige Äußerung „p“ als Lizenz gelten, dem jeweiligen Sprecher den Glauben zuzuschreiben, dass p . Auf diese Weise kommt man von (1) zu (1′):

- (1′) Paul glaubt, dass Sokrates schläft.

Doch nicht nur kommt man so zu (1′), sondern Pauls Äußerung von (1) allein scheint auch die Zuschreibung (2′) zu erlauben:

- (2′) Paul glaubt, dass Sokrates schläft und der Prädikatenkalkül entscheidbar oder nicht entscheidbar ist.

Die Begründung ist simpel. Versteht man das Prädikat „glauben“ wie oben in These 3 vorgeschlagen als eine Relation zwischen einem Individuum und einer Proposition bezeichnend, dann drücken (1′) und (2′) insgesamt zwangsläufig dieselbe Proposition aus: Dieselbe Relation (des Glaubens) besteht zwischen demselben

Individuum (Paul) und derselben Menge von Welten (der Proposition, die der Komplementsatz denotiert). Das Frege-Prinzip (These 1) garantiert ja eben, dass die Gesamtbedeutung einer Aussage sich nicht ändert, wenn man bei einer Substitution sowohl die Struktur als auch die Denotation der Komponenten konstant hält. Nun ist es jedoch zweifellos möglich, dass Paul (1) glaubt, ohne (2) zu glauben, etwa weil er die bestehende logische Äquivalenzbeziehung nicht erkennt. Unter diesen Umständen ist man dazu gedrängt, (1') als wahr einzuschätzen, (2') dagegen als falsch. Die Dramatik, die sich daraus für den besprochenen Propositions-Begriff ableitet, erklärt sich mittels des „Most Certain Principle“ in Bedeutungsfragen, das Max Cresswell folgendermaßen formuliert hat:

„If we have two sentences A and B, and A is true and B is false, then A and B do not mean the same.“¹¹

(1') und (2') sollten unter allen Umständen dieselbe Bedeutung qua identischer ausgedrückter Proposition haben, was offensichtlich nicht der Fall ist: (1') ist wahr, (2') ist falsch. Die Schwierigkeiten, die die mögliche-Welten-Semantik mit solchen Beispielen hat, resultieren letztlich aus der Unvereinbarkeit von idealisierter Funktionen-Theorie einerseits und begrenzter kognitiver Kapazität menschlicher Sprecher andererseits. Grundsätzlich müsste nach obiger Theorie ein Sprecher, sobald er eine Proposition für wahr hält, immer auch alle Propositionen für wahr halten, die logisch daraus folgen. Diese maximal expansive Position des „logischen Allwissens“ scheint unpassend im Rahmen einer Wissenschaft, die sich mit der Sprache und dem Denken einer endlichen und fehlbaren Spezies wie der menschlichen auseinandersetzt.¹²

Man kann sich das Problem auch verdeutlichen, indem man die Strukturlosigkeit von Propositionen, die Kehrseite der starken Extensionalität, in Betracht zieht: Mengen von Welten sind reichlich unstrukturierte Entitäten, oder besser, ihre ontologische Struktur berührt sich nicht mit der logischen Gestalt der Sätze, die diese Mengen

¹¹Cresswell, M.J. (1982): *The Autonomy of Semantics*, in: Peters, S./Saarinen, E. (Hg.): *Processes, Beliefs, and Questions. Essays on Formal Semantics of Natural Language and Natural Language Processing*, Dordrecht, S.69-86, S.69.

bezeichnen. Das heißt, wenn man den Gehalt einer Aussage als Menge von Indizes auffasst, lässt sich daraus die sprachliche Form des Gesagten nicht mehr zurückgewinnen. Dem Inhalt gemäß könnte die Aussage dann auf alles bezogen sein, was den abgegrenzten Welten gemeinsam ist. Neben dem Beispiel in (1)-(2) kann man sich das auch gut an folgendem Satzpaar verdeutlichen:

- (3) Robin will win.
 (4) Everyone who does not compete, or loses, will have done something Robin will not have done.¹³

Jede mögliche Welt, in der (3) wahr ist, ist auch eine, in der (4) wahr ist und umgekehrt, obwohl in (4) Prädikate, Konnektoren und Quantoren vorkommen, die sich in (3) überhaupt nicht finden. Auch hier ist klar, dass die Einbettung dieser Sätze in einen Glaubens-Kontext leicht zu verschiedenen Wahrheitswerten führen kann. Dieser Verschiedenheit wäre leichter Rechnung zu tragen, knüpfte man den Gehalt der Aussage bzw. der Glaubenseinstellung nicht an amorphe mengentheoretische Konstrukte, sondern enger an die logische Form der sprachlichen Repräsentation selbst, die ja in den Beispielpaaren sichtlich differiert. Wie man dabei vorgehen kann, soll als nächstes gezeigt werden.

3. Einstellungen zu strukturierten Propositionen

Um einen Ansatz zu finden, bei dem Propositionen enger an die sprachliche Form gebunden sind, muss man in der Geschichte der Sprachphilosophie nicht weit hinter Carnap zurückgehen. Es war Bertrand Russell, der (zeitweise) Propositionen als strukturierte Komplexe ansah derart, dass sie die logische Struktur der Sätze, die sie benennen, spiegeln. Russells Theorie der Propositionen entstand entlang der Bahnen seiner empiristischen Epistemologie. Damit hängt zusammen, dass laut Russell Propositionen nur aus Bestandteilen zusammengesetzt sein können, mit denen wir

¹²s. Partee, B.H. (1982): *Belief-Sentences and the Limits of Semantics*, in: Peters, S. / Saarinen, E. (Hg.): *Processes, Beliefs, and Questions. Essays on Formal Semantics of Natural Language and Natural Language Processing*, Dordrecht, S.87-106, S.102f.

¹³Cresswell (1985), S.4.

„unmittelbar vertraut“ sind.¹⁴ Russell hatte einigermaßen spezielle Ansichten darüber, mit was in der Welt man „unmittelbar vertraut“ sein kann, und welche Arten von Ausdrücken dazu geeignet sind, diese Vertrautheit auszudrücken. Seine Auffassung wurde in der ihm folgenden Tradition dahingehend modifiziert, dass in Propositionen vor allem Entitäten zweierlei Sorten figurieren: „normale“ raumzeitliche Individuen einerseits, sowie Eigenschaften von bzw. Relationen zwischen Individuen andererseits. Genauer gesagt, verbinden sich in Propositionen Individuen (Singularia) mit Relationen und Eigenschaften (Universalia). Man spricht von den prototypischen Russellschen Propositionen auch unter der Bezeichnung „singuläre Propositionen“, da sie immer mindestens ein Singulare enthalten. Theorien, die auf solchen Propositionen aufbauen, werden auch „nicht-reduktiv“ genannt, weil sie Eigenschaften und Relationen nicht auf andere Größen (mengentheoretischer Abkunft) zu reduzieren versuchen. Entscheidend ist, dass in solchen Theorien zwei Propositionen problemlos unter genau denselben Umständen wahr sein können, ohne damit automatisch identisch zu sein. Im Zweifelsfall sind nämlich nicht Wahrheitsbedingungen das Individuationskriterium für Propositionen, sondern ganz konkret die Art und Weise, *wie* sich darin *welche* Relationen mit *welchen* Individuen verbinden.

Ein prominenter Verfechter des (Neo-)Russellianismus ist Scott Soames, der in Soames (1989) eine Alternative zur klassischen Wahrheitsbedingungen-Semantik folgendermaßen umreißt:

„On the Russellian account, the semantic content of a (free) variable v relative to an assignment f of individuals to variables is $f(v)$, and the semantic content of a closed (directly referential) term, relative to a context, is its referent relative to the context. The semantic contents of n -place predicates are n -place properties or relations. The contents of ‚&‘ and ‚–‘ are functions, CONJ and NEG, from truth values to truth values.“¹⁵

Propositionen werden daraufhin wie folgt charakterisiert:

¹⁴In Russells Worten: „Every proposition which we can understand must be composed wholly of constituents with which we are acquainted.“ Russell, B.A.W. (1967): *Knowledge by Acquaintance and Knowledge by Description*, in: ders.: *The Problems of Philosophy*, 7. Aufl. London, S.25-32, S.32.

¹⁵Soames, S. (1988): *Direct Reference, Propositional Attitudes, and Semantic Content*, in: Salmon, N. / Soames, S. (Hg.): *Propositions and Attitudes*, Oxford, S.197-239, S.223f.

„The proposition expressed by an atomic formula „ Pt_1, \dots, t_n “ relative to a context C and an assignment f is $\langle\langle o_1, \dots, o_n \rangle, P^*\rangle$, where P^* is the property expressed by P , and o_i is the content of t_i relative to C and f .“¹⁶

Man sieht auf den ersten Blick, dass die Struktur der Propositionen sich wie gewünscht eng an der zugeordneten Formeln orientiert.

Die Wahrheit von Propositionen wird relativ zu „Umständen“ berechnet:

„A proposition $\langle\langle o_1, \dots, o_n \rangle, P^*\rangle$ is true relative to a circumstance E iff the extension of P^* in E contains $\langle o_1, \dots, o_n \rangle$.“¹⁷

Soames‘ semantische Regel für PA-Sätze zuguterletzt ist:

„The proposition expressed by „ t believes that S “ relative to C and f is $\langle\langle o, \text{Prop } S \rangle, B \rangle$, where B is the belief relation, o is the content of t relative to C and f , and $\text{Prop } S$ is the proposition expressed by S relative to C and f .“¹⁸

Mit diesen Definitionen sind bereits die Grundlagen vorhanden, um eine adäquate Behandlung der problematischen Sätze (1‘) und (2‘) zu ermöglichen: Man kann in Soames‘ Schreibweise die Propositionen zu den beiden Sätzen folgendermaßen wiedergeben (mit o^p für Paul, o^s für Sokrates, o^k für das Prädikatenkalkül, P^S für die Eigenschaft zu schlafen und P^E für die Eigenschaft, entscheidbar zu sein):

(1PR) $\langle\langle o^p, \langle o^s, P^S \rangle \rangle, B \rangle$

(2PR) $\langle\langle o^p, \text{AND} \langle\langle o^s, P^S \rangle, \text{OR} \langle\langle o^k, P^E \rangle, \text{NOT} \langle\langle o^k, P^E \rangle \rangle \rangle \rangle, B \rangle$

Die Formalisierungen (1PR) und (2PR) setzen den Glaubenden Paul zu zwei ganz verschiedenen Glaubensobjekten in Beziehung. Das Glaubensobjekt in (2PR) ist weitaus komplexer als das in (1PR), weil in (2PR) die Tautologie strukturell voll berücksichtigt wird. Es resultieren verschiedene eingebettete Propositionen, wenn

¹⁶Soames (1988), S.224.

¹⁷Soames (1988), S.225.

¹⁸Soames (1988), S.224.

auch deren Wahrheitswerte für sich genommen stets übereinstimmen mögen. Die Ersetzung von (1) durch (2) im Kontext „Peter glaubt, dass...“ ist jetzt in jedem Fall blockiert, da die Struktur des gesamten Satzes verändert wurde und Bedeutungsgleichheit gemäß dem Frege-Prinzip nicht mehr garantiert ist. Damit wird gleichzeitig das Problem der logischen Abgeschlossenheit von Glaubenssystemen in die Schranken verwiesen: Obwohl (1) und (2) dieselbe Menge von möglichen Welten spezifizieren, folgt daraus eben nicht, dass jemand durch eine Glaubenzuschreibung von (1) doxastisch auf alles festgelegt ist, was sonst noch in den Welten der Fall ist, in denen (1) zutrifft; denn darüber sagt der Einstellungsbericht genau genommen nichts mehr aus. Paul kann also auf Nachfrage (1′) zustimmen und (2′) ablehnen, und die Begründung für diesen Unterschied im Wahrheitswert wäre, dass Paul zu jeweils klar verschiedenen Propositionen in Beziehung steht. Derselbe Gedankengang kann auch erklären, warum (3) und (4) nicht als semantisch äquivalent behandelt werden können. Auch hier ergeben sich klar verschiedene Propositionen als Denotate der *dass*-Sätze, zu denen dieselbe Person verschiedene Bewertungen abgeben kann.

Mit diesem Ansatz ist einiges aus dem Weg geschafft, was anfangs noch problematisch erschien. Sätzen (nämlich den eingebetteten *dass*-Sätzen), die in exakt denselben möglichen Welten wahr bzw. falsch sind, können unterschiedliche semantische Strukturen zugeordnet werden, die ihrerseits statt der nackten Wahrheitsbedingungen den Glaubensinhalt charakterisieren. So werden zugleich die Anforderungen an die logische Kompetenz des Glaubenden entspannt, die sich im Modell von Propositionen als Mengen von Welten unwillkürlich ergeben würden. Das Bestehen von logischen Implikationsverhältnissen zwischen zwei Propositionen wirkt sich nicht mehr auf ihre Ersetzbarkeit aus. Dieses Ergebnis soll in These 5 zusammengefasst werden:

These 5: *Propositionen sind strukturierte Entitäten, deren interne Gliederung durch die logische Form der sie ausdrückenden Sätze zu bestimmen ist.*

Schließlich ist noch erwähnenswert, dass die Russellsche Semantik der möglichen-Welten-Semantik in einer weiteren, ganz grundsätzlichen Hinsicht überlegen ist:

Eine Bedeutungstheorie im Russell-Stil kommt mit nur eine Sorte von semantischen Werten (nämlich propositionalen Funktionen bzw. Relationen) aus, während die mögliche-Welten-Semantik die Zweischeidung von Intension und Extension im Schlepptau hat. Im Zweifelsfall sollte man immer für die einfachere, die „naive“ Semantik optieren, solange diese sich nicht als mangelhaft herausstellt. In der präsentierten Gegenüberstellung hat sich die naive Semantik immerhin sogar als die überlegene Variante erwiesen. Allerdings ist auch die Russellsche Propositionstheorie mit Problemen der Substitution konfrontiert, was nun näher erläutert werden soll.

Direkte Referenz und das Problem der lexikalischen Füllung

Das Ersetzungsproblem, das die mögliche-Welten-Semantik in Bedrängnis bringt, ist auf der Ebene ganzer Sätze angesiedelt. Man kann aber in einem semantischen Gefüge nicht nur Sätze substituieren, sondern auch kleinere Einheiten wie Prädikate oder singular referierende Terme. Innerhalb der letzteren kann man wiederum verschiedene Untergruppen aufmachen. Für das nun Folgende sind insbesondere Eigennamen und Indexikale von Interesse.

Bislang wurde die Rolle singularer Terme bei der Konstitution von strukturierten Propositionen nicht explizit behandelt. Es wurde anlässlich des Vorkommens des Eigennamens „Sokrates“ in (1) und (2) unterstellt, dass der Beitrag dieses Ausdrucks zu der entsprechenden Proposition einfach der Referent des Namens, die Person Sokrates, sei. Es wurde also nichts derartiges wie eine vermittelnde begriffliche Determinante angenommen, die den Namensträger irgendwie aussondert. Für die naive Semantik wäre dies ohnehin keine sich anbietende Option, da sie ja Individuen als unmittelbare Bestandteile von Propositionen annimmt. In der mögliche-Welten-Semantik dagegen kann man, allein schon um der Einheitlichkeit des Gesamtbilds willen, Eigennamen wie anderen Ausdrücken auch eine Intension zuordnen, nämlich eine Funktion, die für jeden beliebig gewählten Index dieselbe Extension (dasselbe Individuum) ergibt. Dass solche konstanten Funktionen den Mechanismus, der den Gebrauch von Eigennamen steuert, grundfalsch wiedergeben würden, ist ein zentrales Dogma der Theorie der direkten Referenz. Die Theorie fand ihren

klassischen Niederschlag in den Werken von Kripke¹⁹, Donnellan²⁰ und Kaplan²¹. Da sich die Implikationen der direkten Referenz für PA-Kontexte als brisant erweisen werden, sollen an dieser Stelle in groben Zügen die Kerngedanken wiedergegeben werden.

Kripke (1972) argumentiert, dass die Referenz eines Eigennamens nicht an die Vermittlung durch begriffliche Ressourcen gebunden sein kann. Es mag beispielsweise zum Stereotyp von „Peano“ gehören, dass die mit diesem Namen bezeichnete Person als einzige die Beschreibung „hat als erster die Peano-Axiome aufgestellt“ erfüllt, und dennoch kann ein Sprecher erfolgreich auf Peano referieren, auch wenn er diese Bedingung nicht kennt.²² Mehr noch, womöglich muss er laut Kripke überhaupt keine die Person Peano individuierende Beschreibung kennen. Und andererseits kann er auch dann noch mit dem Namen „Peano“ erfolgreich auf die Person Peano referieren, wenn er mit dem Namen nur die genannte Beschreibung „hat als erster die Peano-Axiome aufgestellt“ verbindet und diese Beschreibung de facto nicht auf Peano, sondern auf Dedekind zutrifft. Anstatt über begriffliche Bedingungen zu verfügen, die einen Namensträger einzig aussondern, muss ein Sprecher nichts weiter tun als den Eigennamen in der Absicht verwenden, er möge auf das Individuum referieren, auf das die vorigen Sprecher sich bezogen haben, als sie den Namen gebrauchten. So gelangt man mittels einer „kausalen Kette“ der Referenz zum autoritativen Akt der Namensgebung zurück. Diese initiativen Akte machen Namen zu „starrten Designatoren“, da sie das getaufte Individuum mit einem bestimmten Namen belegen, welche Eigenschaften auch immer diesem zukommen. Deshalb referiert man auch mit dem Namen „Peano“ sicher auf (den so „getauften“) Peano und nicht auf Dedekind, obwohl es letzterer ist, der die genannte Kennzeichnung erfüllt.

Kaplan (1989a) pocht darauf, dass die Fixierung der Referenz eines singulären Terms (ausgenommen genuine Kennzeichnungen) nicht von möglichen Welten ihren

¹⁹Kripke, S.A. (1972): *Naming and Necessity*, in: Harman, G. / Davidson, D. (Hg.): *Semantics of Natural Language*, Dordrecht, S.253-355.

²⁰Donnellan, K. (1972): *Proper Names and Identifying Descriptions*, in: Harman, G. / Davidson, D. (Hg.): *Semantics of Natural Language*, Dordrecht, S.356-379.

²¹Kaplan, D. (1989a): *Demonstratives. An Essay on the Semantics, Logic, Metaphysics, and Epistemology of Demonstratives and Other Indexicals*, in: Almog, J. u.a. (Hg.): *Themes from Kaplan*, Oxford, S.481-566.

Ausgang nimmt, sondern von einer bestimmten Situation in unserer Sprecher-Welt. Für Eigennamen ist eine solche Situation wie erwähnt vielleicht etwas wie ein Taufakt, bei Demonstrativa der Vorgang des Zeigens auf etwas („dieses x , auf das ich hiermit zeige“) bei rein indexikalischen Ausdrücken (wie „ich“, „hier“, „jetzt“) eine Person, ein Ort oder ein Zeitpunkt in Abhängigkeit von der konkreten, einmaligen Äußerung des Sprechers. Die so fixierte Referenz ist ebenfalls starr, sie gilt für alle möglichen Welten, sobald sie einmal vollzogen ist. Bei Fällen von indexikalischer oder demonstrativer Bezugnahme ist besonders deutlich, dass die Umstände der Referenz-Festlegung einzigartig und meistens zu einem späteren Zeitpunkt nicht mehr unter identischen Bedingungen zugänglich sind. Zwei Personen A und B können mit den Sätzen „Ich bin jetzt müde“ und „Du warst vorhin müde“ in einem je passenden Kontext dieselbe Proposition ausdrücken, nämlich dass die Person, die mit „ich“ auf sich selbst referiert hat, im Zeitraum t müde ist. Das deutet darauf hin, dass die Art und Weise, wie die propositionalen Konstituenten verschiedenen Sprechern zugänglich ist, für die semantische Auswertung keine Rolle spielt, denn sicherlich hat A einen anderen Zugang zu A (und zu t) als B, und trotzdem können sie offenbar mit den zitierten Äußerungen dieselbe Proposition ausdrücken.

Der ganze vorgeführte Gedankengang zusammengenommen legt nahe, dass der Beitrag eines singular referierenden Ausdrucks eben „direkt“ ist, d.h. dass nichts außer dem Namensträger selbst bei der semantischen Auswertung eines solchen Äußerungs-Tokens eine Rolle spielen kann. In Kaplans Worten: „Whatever rules, procedures, or mechanisms there are that govern the search for the referent, they are irrelevant to the propositional component, to content.“²³ Dieser Punkt soll in einer sechsten These festgehalten werden.

These 6: *Namen und Indexikale sind direkt referentielle Terme, d.h. sie tragen Objekte zu den Propositionen bei, die die Sätze benennen, in denen die Terme vorkommen.*

²²Kripke (1972), S.296f.

²³Kaplan, D. (1989b): *Afterthoughts*, in: Almog, J. u.a. (Hg.): *Themes from Kaplan*, Oxford, S.565-614, S.569.

Die Theorie der direkten Referenz lässt sich nun auch sehr gut mit der Russellschen Theorie der Propositionen verbinden. Man muss sich nur von Russells Eigennamen-Theorie freimachen, sodass z.B. in (2PR) o^p und o^k gefahrlos für das Objekt Paul und das Objekt Prädikatenkalkül stehen können. Damit sind die singulären Referenten vorhanden, die den Kern von Russell-Propositionen bilden. Die Vermählung von direkter Referenz-Theorie und Russellscher Propositionen-Theorie firmiert dann auch unter dem Titel „Neo-Russellianismus“.

Die Auswirkungen der direkten Referenz-Theorie auf PA-Kontexte müssen nun näher ausgeleuchtet werden. Nach Soames' Vorschlag wäre ein Satz wie

(5) Cicero ist ein Politiker.

mit folgender Proposition in Verbindung zu bringen:

(5PR) $\langle\langle o \rangle, P\rangle$

wobei P für die Eigenschaft steht, Politiker zu sein und o für die Person, auf die „Cicero“ referiert. Der Satz

(6) Tullius ist ein Politiker.

drückt laut Soames und der zusätzlichen Prämisse, dass „Cicero“ und „Tullius“ zwei Eigennamen für ein und dieselbe Person sind, folgende Proposition aus:

(6PR) [= (5PR)] $\langle\langle o \rangle, P\rangle$

wobei P wie oben, und o für die Person, auf die „Tullius“ referiert.

Die Bezeichnungsweise schlägt also nicht auf die bezeichnete Proposition durch. (5PR) kann gleichermaßen gut mit Hilfe jedes singulären Terms gebildet werden, der erfolgreich auf Cicero referiert, sei es eine Beschreibung, ein Indexikal, oder ein Name. Substitutionen koextensionaler Terme können gemäß der direkten Referenz-Theorie beliebig vorgenommen werden, *salva propositione*.

Die Implikatur-Theorie

Auch die zuletzt gewonnenen Ergebnisse sollen wieder auf Glaubens-Sätze angewendet werden, anhand folgender Beispiele:

- (7) Anne glaubt, dass Cicero ein Politiker ist.
- (8) Anne glaubt nicht, dass Tullius ein Politiker ist.

Das Resultat der Formalisierung in Soames' Stil plus direkte Referenz-Theorie führt zu kontradiktorischen Glaubenzuschreibungen, wie man sofort sieht: In (8) wird genau das von Anne verneint, was in (7) behauptet wird. Wiederum ist dies ein Ergebnis, mit dem man nicht zufrieden sein will: Anne glaubt vielleicht nur fälschlich, dass Tullius ein von dem Politiker Cicero verschiedener Philosoph ist. Das bedeutet noch keinen Widerspruch in ihrem Glaubenssystem. Noch drastischer wird der Fall, wenn man vor diesem Hintergrund folgenden Satz betrachtet:

- (9) Anne glaubt nicht, dass Cicero Tullius ist.

Dieser Satz müsste in Soames' Modell synonym mit (10) sein:

- (10) Anne glaubt nicht, dass Cicero Cicero ist.

Die Substitution koreferenter singulärer Terme lässt nach Soames die Proposition, mithin das „wörtlich Gesagte“, unangetastet. Zugleich ist aber (10) anders als (9) Ausdruck einer krassen Irrationalität. Es fragt sich, ob eine Äußerung von Anne der Form

- (11) (Anne): „Ich glaube nicht, dass Cicero Tullius ist“

überhaupt jemals durch einen Bericht wie (10) korrekt wiedergegeben werden kann. Die Intuition spricht klar dagegen. Andererseits ist die direkte Referenz-Theorie so sehr semantisches Allgemeingut geworden, dass die meisten sie schwerlich aufgeben möchten. Dann wird man aber der Konsequenz nicht entkommen können, dass (10)

mit (9) äquivalent ist, so scheint es. In der Tat nimmt auch Soames die Haltung ein, dass mit (10) alles in Ordnung ist – semantisch gesehen. Soames argumentiert, dass (10) semantisch adäquat, jedoch pragmatisch deviant ist. (10) drückt genau dieselbe Proposition aus wie (9) – womit die Semantik der Sätze bereits abgehandelt ist -, jedoch produzieren die beiden Aussagen unterschiedliche konversationelle Implikaturen: (9) impliziert, dass Anne von ein und derselben Person *unter verschiedenen Beschreibungen* (angezeigt durch die lexikalische Differenz) glaubt, dass sie nicht-identisch ist. Daran ist kein logischer Widerspruch festzumachen, lediglich eine epistemische oder enzyklopädische Schwäche. (10) dagegen impliziert nach Meinung von Soames, dass Anne von ein und derselben Person *unter einer Beschreibung* glaubt, dass sie nicht selbstidentisch sei. Dies bedeutet selbstredend eine logische Verfehlung der schmerzhaften Art.

Zur Vervollständigung dieser Implikatur-Theorie kann noch eine „maxim of faithfulness“ im Stile Grices konstruiert werden, die Recanati (1993) folgendermaßen formuliert:

„In reporting a belief about an object, and especially in referring to that object, use an expression which the believer himself would use (insofar as differences of language or context permit), or at least, try to be faithful to the believer’s own point of view, unless there are reasons not to do so.“²⁴

Damit wäre erklärt, warum (10) zumindest keine „gute“ Wiedergabe von (11) ist: (10) verletzt eine Konversations-Maxime, indem die Zuschreibung sich nicht an den Wortlaut von Annes eigener Aussage hält. Die Ersetzung des Vorkommens von „Tullius“ durch „Cicero“ ist zwar semantisch einwandfrei, führt aber zu einer Implikatur Annes logisches Denken betreffend, welche durch die Äußerung von (11) (und wahrscheinlich auch durch ihre sonstigen Aussagen über Cicero und Tullius) nicht gerechtfertigt ist. Damit kann die direkte Referenz der Namen bewahrt werden, und gleichzeitig steht eine Erklärung dafür im Raum, warum (10) ein unpassender Bericht ist bzw. falsch zu sein scheint.

²⁴Recanati (1993), S.333.

Zweifel sind angebracht, ob dieses Lösungsangebot wirklich überzeugen kann.

Ein erster Einwand betrifft die explikative Reichweite der Implikatur-Theorie. Propositionale Einstellungsberichte werden oft in Situationen gegeben, in denen Verhaltensklärungen gefragt sind. Wenn Menschen beispielsweise etwas Unerwartetes oder Unverständliches tun, kommt vielleicht die Frage auf, warum der Betreffende so gehandelt hat. Sofern man den Akteuren intentionales Handeln unterstellt, können solche Fragen oft passend mit PA-Berichten beantwortet werden. Ein Beispiel²⁵: Der Sage nach bewundert Lois Lane Superman als den Helden ihrer Träume, ohne ihm jemals begegnet zu sein. Lois Lane weiß nicht, dass Superman das alter ego von Clark Kent ist, den sie vom Büro als langweiligen Schwächling kennt. Stellen wir uns vor, eines Tages treffe Lois Lane am Eingang zum Büro auf Clark Kent in voller Superman-Ausstattung. In ihrer Aufregung und Bewunderung stößt sie einen Freudenschrei aus. Auf die Frage, warum Lois Lane einen Schrei von sich gegeben hat, könnte man antworten:

(12) „Lois Lane glaubt, dass Superman vor dem Büro steht.“

Der propositionale Gehalt dieses Satzes wäre nach Soames (mit *l* für Lois Lane, *o* für Clark Kent alias Superman, und *S* für die Eigenschaft, vor dem Büro zu stehen):

(12PR) $\langle\langle l, \langle\langle o \rangle, S \rangle\rangle, B \rangle$

Das Problem mit dieser Proposition ist, dass sie, so wie sie in (12PR) steht, rein gar nichts für die *Handlungserklärung* (den Schrei) hergibt. Taschek (1995) beschreibt einen Hauptzweck von PA-Zuschreibungen folgendermaßen:

„A constitutive aim in ascribing propositional attitudes is to characterize the subjects of our ascriptions in ways that enable us [...] to make sense of them in the distinctive way that we aim to make sense of *persons*.“²⁶

²⁵Das Argument variiert einen Punkt von Mark Richard (Richard 1990, S.126).

²⁶Taschek, W.W. (1995): *On Belief Content and That-Clauses*, in: *Mind and Language* **10**, S.274-298, S.275.

- Sicher ist, dass Lois Lane keine Begeisterung gezeigt hätte, wenn sie wie jeden Tag Clark Kent vor dem Büro begegnet wäre. Dennoch kann man mittels der Äußerung (12) aus Lois Lanes Verhalten ganz klar „Sinn machen“, wie Taschek es schreibt. Glaubt man der Implikatur-Theorie, müsste diese Erklärung dann einzig und allein der Implikatur zugeschlagen werden, die besagt, dass Lois Lane die vor ihr stehende Person unter der Beschreibung „Superman“ erkennt. Mit der Semantik von (12) könnte man überhaupt nicht mehr argumentieren. Dies ist ein Ergebnis, das den ganzen Sinn und Zweck von PA-Zuschreibungen ernsthaft zu verzerren scheint. Wenn ein Satz wie (12) nicht qua semantischem Gehalt dazu eignet, Lois Lanes Verhalten zu erklären, gibt es überhaupt keine adäquate Möglichkeit, ihr Verhalten mittels konventioneller Bedeutung zu erklären. Man kann kaum glauben, dass die Semantik der natürlichen Sprache sich solche Ausfälle erlaubt, wenn es um zentrale Bereiche der Kommunikation wie das Erklären und Verstehen von Verhalten geht. Letztlich ist ja das ganze Feld der Erklärung intentionalen Verhaltens auf Sätze mit der logischen Form von (12) angewiesen. Die Aussage „Lois Lane stieß einen Freudenschrei aus, weil sie glaubte, ...“ *braucht*, um informativ zu sein, den Hinweis auf Lois' Wahrnehmung von Clark Kent *als* Superman. Wie Recanati (1993) zeigt, kann die Implikatur-Theorie insgesamt keine kohärente Begründung liefern, wie und warum dieser Hinweis in die eingebettete Proposition hineingelangt, während er in extensionalen Umgebungen offenbar keine Rolle spielt.²⁷

Ein weiterer Einwand, der sich geradezu aufdrängt, ist, dass (10) als Wiedergabe von (11) nicht pragmatisch inadäquat ist, sondern falschen Wahrheitswert hat. Fragte man Anne selbst nach der Wahrheit von (10), würde sie sicherlich negativ reagieren. Wenn das Sprecherurteil in der Semantik etwas gelten soll, dann muss man diese Reaktion ernst nehmen. Clapp (1995) merkt dazu an, dass kompetente Sprecherurteile in der Semantik als empirisch verstandener Wissenschaft überhaupt erst die Daten liefern, auf deren Basis Analysen vorgenommen werden können. Dieser Punkt ist so wichtig, dass er in einer eigenen These verdient festgehalten zu werden:

²⁷Recanati (1993), S.342.

These 7: *Kompetente Sprecher sind autoritativ in Bezug auf die Wahrheitsbedingungen von Satzvorkommen ihrer eigenen Sprache. Unter normalen Umständen hat ein Vorkommen eines Aussagesatzes genau die Wahrheitsbedingungen, die kompetente Sprecher ihm zusprechen.*²⁸

Die Implikatur-Theorie genügt dieser Vorgabe nicht. Sie baut im Gegenteil darauf auf, dass kompetente Sprecher sich bei der Beurteilung von (Einstellungs-) Satzvorkommnissen systematisch täuschen. Der Hinweis, viele Sprecher seien nicht genügend sensibilisiert, um zwischen semantischen und pragmatischen Faktoren zu differenzieren, ist in dem Zusammenhang eben nicht plausibel. Recanati weist mit Recht darauf hin, dass Sprecher sehr wohl eine vortheoretische Sensibilität für den Unterschied zwischen wörtlicher, die Wahrheitsbedingungen betreffender Aussage und per Implikatur Kommuniziertem haben.²⁹ Der Eindruck, dass die Widersprüchlichkeit in (10) wörtlich enthalten ist, dass aber andererseits am bloßen Gehalt von (9) *überhaupt* nichts Kontradiktorisches ist, lässt sich nicht beseitigen.

Die vorgebrachten Argumente bezüglich der Ersetzung singulärer Terme waren bis hierher nur destruktiv gegen die Implikatur-Theorie gerichtet. Wenn man sich nun an den Versuch macht, das faktisch vorhandene erkenntnisfördernde Potenzial einer Aussage wie (12) anders, sprich: semantisch zu erklären, muss zunächst Klarheit darüber geschaffen werden, wodurch genau das Problem erst entstanden ist. Das Cicero-Beispiel war so konstruiert worden, dass in einem Satz zwei lexikalisch verschiedene, aber koextensionale singuläre Terme vorkamen. Die Theorie der direkten Referenz macht die Identität der von „Cicero“ und „Tullius“ denotierten Individuen trivial. Offensichtlich ist diese Identität aber doch nicht trivial, denn zumindest Anne ist sich darüber nicht im Klaren. Wie kann das sein? - Man könnte den Fall mit Forbes (1990)³⁰ so beschreiben, dass Annes mentales Lexikon zwei „dossiers“ beinhaltet, eines unter der Beschriftung („label“) „Cicero“, das vielleicht Informationen („classified conditions“) über dessen politische Karriere enthält, so

²⁸Übersetzung von Clapp, L. (1995): *How To Be Direct and Innocent: A Criticism of Crimmins and Perry's Theory of Attitude Ascriptions*, in: *Linguistics and Philosophy* **18**, S.529-565, S.530f.

²⁹Recanati (1993), S.244-246.

³⁰s. Forbes, G. (1990): *The Indispensability of Sinn*, in: *Philosophical Review* **99**, S.535-564.

etwa „hat den Prozess gegen Catilina geführt“, und ein weiteres unter der Beschriftung „Tullius“, in dem vielleicht etwas zu dessen philosophischen Werken gespeichert ist, z.B. „hat *de officiis* verfasst“. Was Anne fehlt, ist die Information $[\lambda y(y = Tullius)]$ im „dossier“ für „Cicero“ bzw. $[\lambda y(y = Cicero)]$ im „dossier“ für „Tullius“.³¹ Das ist Annes ganzes Problem. Um der ungewollten Konsequenz zu entgehen, dass Anne Widersprüchliches glaubt, was die Wiedergabe von (10) durch (11) zu implizieren scheint, liegt es nahe, bei Annes mentalem Lexikon anzusetzen. Immerhin sind wir mit Glaubens-Sätzen befasst, also mit Kontexten, in denen die Einbeziehung mentaler Repräsentationen nicht weit hergeholt erscheint. Diese Überlegung spielte ja bereits in die *maxim of faithfulness* hinein, die die Orientierung an „the believer’s point of view“ anmahnt, und das nicht ohne Grund. Denn von Annes Standpunkt aus ist mit „Cicero“ ein von „Tullius“ verschiedenes Individuum benannt. Dieser Tatsache soll nun semantisch Rechnung getragen werden. Dem steht im Wege, dass ja einerseits Propositionen als Einstellungsobjekte möglichst bewahrt werden sollen (These 3), und dass andererseits die propositionalen Konstituenten, die momentan zur Disposition stehen, Individuen und Relationen sind, die etwas intrinsisch Nicht-Mentales darstellen. Um an dieser Ausgangslage etwas zu ändern, müsste man den Aspekt der mentalen Repräsentation von Propositionen bzw. deren Konstituenten in die Wahrheitsbedingungen mit aufnehmen. Das historische Vorbild für diese Herangehensweise ist Gottlob Frege, dessen Überlegungen als Ausgangspunkt für den nächsten Abschnitt dienen sollen.

4. Einstellungen zu hyperfein strukturierten Propositionen

Das gewichtige, vielverzweigte und unvollständige Theoriegebäude, das Frege hinterlassen hat, ist bis heute für zahllose Interpretationen und Gegeninterpretationen gut. Da diese Diskussion hier nicht ansatzweise nachvollzogen werden kann, sind Vereinfachungen unvermeidlich. Dies einmal zugestanden, lässt sich pauschal

³¹Alternativ könnte man auch sagen, dass Anne ihre beiden Lemmata zu „Cicero“ und „Tullius“ zu einem einzigen, doppelt beschrifteten vereinigen sollte. Eine solche doppelte Beschriftung ist aber vermutlich nur in den Ausnahmefällen sinnvoll anzunehmen, in denen die Betreffende gleich bei der ersten Information zu einem Individuum explizit die doppelte Benennung erfährt, s. die Bemerkungen in Forbes (1990), S.552.

festhalten, dass bei Frege der Begriff des „Gedankens“ die strategische Position einnimmt, die in dieser Arbeit der Propositions-Begriff besetzt: „Gedanken“ sind erstens die primären Wahrheitsträger, sie beinhalten zweitens den Informationswert von Aussagen, und sie sind drittens die Objekte propositionaler Einstellungen. Frege stellt sich Gedanken ebenfalls als strukturierte Entitäten vor, deren Zusammensetzung sich aus der logischen Form der sie ausdrückenden Sätze erschließen lässt.³² Eine von Frege eingebrachte Dichotomie mit Folgen ist dabei die von „Sinn“ und „Bedeutung“. Sätze wie auch subsententiale Einheiten haben jeweils sowohl Sinn als auch Bedeutung, die beide dem Kompositionalitätsprinzip gehorchen. Die Bedeutung eines Satzes oder Ausdrucks bei Frege ist *cum grano salis* dem gleichzusetzen, was eingangs als „Extension“ vorgestellt wurde, also der außersprachlichen Referenz. Auf die Sinne kommt es im Folgenden an. Was unter einem Fregeschen „Sinn“ genau zu verstehen ist gehört zu den intrikatesten Fragen, die die Sprachphilosophie bereithält. Anknüpfend an die Darlegungen im ersten Abschnitt, lässt sich zunächst sagen, dass der „Sinn“ eines Ausdrucks der „Intension“ verwandt ist, mit dem wichtigen Zusatz, dass der „Sinn“ nicht nur die logische Größe ist, die die Referenz von sprachlichen Ausdrücken determiniert, sondern auch die Einheit, aus der Sprecher ihre Gedanken konstruieren. (Intensionen sind dagegen typische Bausteine einer „E-Semantik“, die keine Behauptungen über Arten und Formen der mentalen Repräsentation einschließt.) Der „Sinn“ eines ganzen Satzes ist in dieser Theorie ein vollständiger „Gedanke“. Frege selbst drückt sich so aus, dass im Sinn eines Zeichens „die Art des Gegebenseins enthalten ist“³³. Da die „Bedeutungen“ von Sätzen Wahrheitswerte sind, sind Gedanken also Arten des Gegebenseins des Wahren oder Falschen. Die Beispiele, die er im Zusammenhang mit singulären Termen gibt, kommen sprachlich den definiten Beschreibungen gleich, wie sie oben zur Charakterisierung Peanos bzw. Dedekinds verwendet wurden („hat als erster die Peano-Axiome aufgestellt“).³⁴ Andere Beispiele wären „hat den Prozess gegen Catilina geführt“ als „Sinn“ von Cicero oder „der Stern, der als erster am Abendhimmel sichtbar ist“ wie auch „der Stern, der als letzter am Morgenhimmel sichtbar ist“ als „Sinne“ vom Planeten Venus. Sinne sind also Mittel,

³²s. Frege, G. (1967): *Logische Untersuchungen*, in: ders.: Kleine Schriften, hg. v. I. Angelelli, Darmstadt, S.342-394, S.378.

³³Frege, G. (1994): *Über Sinn und Bedeutung*, in: ders.: Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien, hg. v. G. Patzig, 7.Aufl. Göttingen, S.40-65, S.41.

³⁴s. Frege (1994), S.42.

einen außersprachlichen Referenten auf rein begrifflichem Wege zu individuieren. Zu beachten ist, dass mehrere Sinne gleich gut denselben Referenten herausgreifen können, wie im obigen Venus-Beispiel. Da Frege jedoch idealsprachlich orientiert ist, abstrahiert er konsequent von den intersubjektiven Variationen, die bei der Erfassung von und Bezugnahme auf ein und denselben Gegenstand im Spiel sein können.³⁵ In Freges berühmtestem Beispiel von Hesperus und Phosphorus wird vorausgesetzt, dass es einen Sinn für jeden der beiden Namen gibt. Beide Sinne sind wohl unterschieden und den Namen verbindlich zugeordnet: „der Stern, der als erster am Abendhimmel sichtbar ist“ für Hesperus und „der Stern, der als letzter am Morgenhimmel sichtbar ist“ für Phosphorus. Diese Strategie, distinkte Sinne für koreferente Namen zu postulieren, wird problematisch, sobald man das obige Cicero/Tullius-Beispiel betrachtet. Welche distinkten Sinne sollten hier zur Erklärung dienen? Gibt es überhaupt einen Sinn, den alle Sprecher einer Sprachgemeinschaft mit „Cicero“ verbinden, und einen anderen, den alle mit „Tullius“ verbinden? – Frege gibt keine Antworten auf solche Fragen, eben weil er nicht primär an der natürlichen Sprache interessiert ist. Wenn man seine Idee dennoch auf diesem Gebiet fruchtbar machen will, muss man Ergänzungen oder Modifikationen vornehmen. Vor allem muss geklärt werden, wie fein Sinne zu individuieren sind, wie ernst man intersubjektive Schwankungen zu nehmen hat, und wie man ein formales System entwirft, in dem solche Punkte sauber herauskommen. Im Analyse-Teil werden Schritte in diese Richtung unternommen. Für den Augenblick soll es genügen, einige generelle Festlegungen zu treffen, durch die Freges rigider Sinn-Begriff operational ausgeweitet und somit beschreibungsmächtiger wird. Ein geeigneter Anknüpfungspunkt hierfür ist die Wendung „Art des Gegebenseins“. Sie hat sich in der englischsprachigen Literatur unter den Übersetzungen „referential mode“, „mode of apprehension“ oder „mode of presentation“ (im Folgenden abgekürzt durch „MoP“) durchgesetzt. Die Rede von „modes of presentation“ ist unspezifisch genug, um darunter erstens ohne Zwang auch Modi des Herausgreifens eines Gegenstands zu fassen, die nicht rein begrifflicher Natur sind (etwa phänomenal gestützte Identifizierungen aller Art). Zweitens wird an MoPs nicht der Anspruch gestellt, dem Glaubenden ein eindeutiges Identifizierungspotenzial bereitstellen zu müssen. Damit können z.B. auch indefinite

³⁵Unter diesen stark idealisierten Voraussetzungen ist eine Lösung des Substitutionsproblems in PAs sehr viel leichter, wie weiter unten noch deutlich werden wird.

Beschreibungen als MoPs zählen. Und drittens soll der Tatsache ins Auge gesehen werden, dass die MoPs eines Gegenstands von Person zu Person schwanken können, bis hin zur völligen Unvereinbarkeit der deskriptiven Bedingungen. Noch einmal, es geht an dieser Stelle mehr darum, eine wichtige Einsicht Freges für die folgende Argumentation fruchtbar zu machen, und nicht um die textgetreue Auslegung und Apologie einer schwierigen Theorie.

Freges Taktik, neben der rein referentiellen Ebene mit den Sinnen eine zweite semantische Ebene einzuführen, hat ihre Motivation unter anderem gerade darin, dass sie eine elegante Behandlung von Substitutionsproblemen in Aussicht stellt. Die Idee ist grob die folgende: Nach Frege gibt es Kontexte, in denen die „Sinne“ (also hinfort die MoPs) über die Wahrheit oder Falschheit von Aussagen bestimmen, nicht wie gewöhnlich die objektuelle Bedeutung. Einer dieser Kontexte ist der der (hier so genannten) PAs. Bei Frege signalisiert ein Verb der propositionalen Einstellung einen Wechsel der Bezeichnungsebene, sodass sich z.B. im Satz „Anne glaubt, dass Cicero ein Redner ist“ „Cicero“ nicht mehr auf die Person Cicero referiert, sondern auf den MoP von Cicero; Gleiches gilt auch für das Prädikat „ist ein Redner“, womit folglich der ganze *dass*-Satz jetzt auf einen Gedanken referiert, nicht auf einen Wahrheitswert. Dieser Zug ist keineswegs ad hoc, denn es scheint natürlich, dass man, wenn der Glaubensinhalt einer Person thematisiert wird, nicht darüber spricht, wie die Dinge tatsächlich sind bzw. zu sein haben, sondern vielmehr darüber, wie sie sich dem Glaubenden präsentieren; und MoPs sind genau die semantischen Einheiten, die dafür bereitstehen. Die solchermaßen etablierte Verzahnung von Verwendungsweise von PA-Zuschreibungen und deren logisch-semantischem Verhalten ist zugleich der Reiz und die Crux von Freges Theorie, wie sich noch herausstellen wird.

Der postulierte Wechsel der Referenzebene impliziert, dass man die resultierenden Wahrheitsbedingungen entsprechend anpassen muss, mit dem Ergebnis, dass die Substitution koextensionaler Terme in PAs jetzt nicht mehr erlaubt ist. Schließlich kommen die „primären“ Referenten der Terme (auch von Namen und Indexikalen) in den Wahrheitsbedingungen nicht mehr vor, sondern ihre MoPs. Da in diesem Modell nicht nur die logische Struktur von Propositionen berücksichtigt wird, sondern

zusätzlich auch noch die jeweiligen Gegebenheitsweisen der Konstituenten, kann man von einer hyperfein strukturierenden Theorie der PAs sprechen.

Zu beachten ist, dass diese Theorie keinen Verstoß gegen These 3 einschließt, wonach PAs zweistellige Relationen sind, nicht dreistellige. Freges „Gedanken“ stellen nicht etwas Drittes zwischen Glaubendem und Propositionen dar, sondern sie *sind* der Gehalt des Geglaubten. Es besteht hier nur eine terminologische Kluft. Schwieriger ist dagegen einzuschätzen, wie Freges Theorie sich zu These 4 verhält. Zwar entsprechen sich die Bildungsregeln für semantische Gebilde in extensionalen und intensionalen Umgebungen gemäß dem Kompositionalitäts-Prinzip, aber nicht so, wie man es gerne hätte. Denn im einen Fall sind es „Bedeutungen“, die man zu einem Wahrheitswert zusammensetzt, im andern Fall „Sinne“, die man zu einem Gedanken zusammensetzt. Für diese Zweischeidung wurde anfangs keine Vorsorge getroffen. Die natürliche Annahme war, dass „das einheitliche Bedeutungsobjekt Proposition als Einstellungsobjekt“³⁶ sich als stark genug erweisen würde, um als Fundament für die ganze Analyse zu dienen. Daher auch die Bedingung in These 3. Für den Moment genügt es, diese Bruchstelle mit einem Fragezeichen zu versehen. Im Analyse-Teil werden dann Anstrengungen unternommen, mit diesem Punkt ins Reine zu kommen.

Um zu den Beispielen zurückzukehren, nehmen wir an, dass der MoP, den Anne mit dem Namen „Cicero“ verbindet, durch „hat den Prozess gegen Catilina geführt“ gegeben ist, Annes MoP von „Tullius“ dagegen durch „hat *de officiis* verfasst“. Die Entscheidung, die MoPs der Glaubenden statt etwa der Berichtenden zum Maßstab zu machen, ist wie gesagt aus Freges Theorie nicht unmittelbar ableitbar, scheint aber vorderhand sinnvoll, insofern ja der Aufbau des Satzes „Anne glaubt, dass...“ schon vermuten lässt, dass der Zuschreiber im Weiteren über Annes MoPs sprechen will, nicht über die einer anderen Person (auch nicht über seine eigenen). An den vorgeschlagenen MoPs von Cicero und Tullius für Anne kann man außerdem beobachten, dass die MoPs für sich genommen noch nichts über die Koreferenz der beiden Namen verraten. Denn genauso wie es hätte sein können, dass „Cicero“ und „Tullius“ zwei Namen für zwei Personen statt einer sind, genauso hätte es sein

können, dass der Ankläger Catilinas und der Verfasser von *de officiis* zwei verschiedene Personen sind. Damit ist der Punkt getroffen, den Freges Theorie im Unterschied zur direkten Referenz-Theorie für ihre Zwecke ausbeuten kann. Denn nimmt man an, dass es in einer PA-Zuschreibung auf MoPs ankommt statt auf die üblichen Denotate, versetzt einen das in die komfortable Lage, die Ungereimtheiten in diesen Zusammenhängen zu lösen: Die Aussage „Anne glaubt, dass Cicero ein Politiker ist“ hat als Bestandteil Annes MoP von „Cicero“, der ja verschieden von dem von „Tullius“ ist. Diese Verschiedenheit der MoPs genügt schon, um das Verbot der Einsetzung von „Cicero“ für „Tullius“ in (9) zu erklären. Die Ersetzung von „Tullius“ durch „Cicero“ ist, anders als in der naiven Theorie der direkten Referenz, nicht *salva propositione* möglich, da sie das Frege-Prinzip (These 1) verletzen würde. Der „Gedanke“ bzw. die Proposition, die der *dass*-Satz ausdrückt, setzt sich aus MoPs zusammen statt aus Extensionen, und Annes MoP von „Cicero“ weicht von dem von „Tullius“ ab. Um das korrekt wiederzugeben, was Anne glaubt, wenn sie „Cicero war ein Politiker“ äußert, muss man sich an dem MoP orientieren, den Anne mit dem Namen „Cicero“ verknüpft. Und „Tullius“ hat bei Anne eben einen davon verschiedenen MoP. Zum Superman-Beispiel lässt sich in ganz ähnlichen Worten sagen, dass Lois Lane mit „Clark Kent“ und mit „Superman“ jeweils verschiedene MoPs assoziiert, wobei der „Superman“ zugeordnete MoP (vielleicht „der fliegende Retter der Menschheit“ o.ä.), der ja im *dass*-Satz Teil der Proposition wird, wie gewünscht Lois Lanes Verhalten gegenüber der vor ihr stehenden Person erklärt.

Die Fregesche Lösung des Ersetzungsproblems mit Eigennamen und Indexikalen basiert also auf der Zweischeidung von Sinn und Bedeutung. Mit dieser These setzt sich Frege sichtbar von der Semantik ab, die in der Darstellung der Russellschen Propositions-Theorie stillschweigend zugrunde gelegt wurde, dass man sich mit Ausdrücken irgendwie unmittelbar auf Dinge „in der Welt“ beziehen könne, nämlich auf Relationen und Objekte. Die beiden sollen ja im Verein sprachlich ausdrückbare Propositionen konstituieren. Nun gilt auch für Freges Theorie von Sinn und Bedeutung das, was oben beim Vergleich der Russellschen Semantik mit der mögliche-Welten-Semantik gesagt wurde: Solange die naive Semantik die an sie

³⁶Bäuerle, R. (1991): *Verben der propositionalen Einstellung*, in: v. Stechow, A. / Wunderlich, D.

gestellten Aufgaben erfüllt, sollte man sie nicht gegen eine mehrwertige und voraussetzungsreichere eintauschen. Frege war bereit, den Preis zu bezahlen, um semantische Rätsel wie das der Substitution in Einstellungskontexten lösen zu können. Es wäre jedoch missverständlich, die Einführung von MoPs durch Frege einzig als von begrenzt heuristischen Überlegungen motiviert darzustellen. Im Gegenteil war Frege grundsätzlich der Auffassung, dass sprachliche Kommunikation immer der Vermittlung durch Sinne bedürfe, weil auch die Aneignung des Extramentalen immer nur über Sinne gelingen kann. Und tatsächlich ist es schwierig sich vorzustellen, wie Sprecher über Dinge und Beziehungen zwischen Dingen reden können, ohne dass diese davor durch einen Prozess geistiger Akkommodation gegangen wären. – In Wahrheit ist es auch gar nicht so, dass eine naive Semantik im Russell-Stil diese Tatsache verleugnen müsste. Was zur Debatte steht, ist vielmehr, ob dieser mentale Aspekt des Sprechens über Dinge jemals Einfluss auf die Wahrheitsbedingungen von Aussagen haben kann. Auch ein Anhänger der Russellschen Semantik kann und wird zugeben, dass die Außenwelt irgendwie geistig erfasst werden muss, bevor über sie gesprochen werden kann. Jedoch bedeutet dies noch nicht, dass daraus Konsequenzen für die Angabe von Wahrheitsbedingungen abzuleiten sind. Im Gegenteil, Wahrheitsbedingungen vermutet man viel natürlicher in der weiten Welt denn unter den Gedanken irgendeines glaubenden bzw. sprechenden Subjekts. Stellt man sich auf Freges Standpunkt, kann es dennoch, dem Anschein zum Trotz, Kontexte geben, die eben diese Konsequenzen erforderlich machen – etwa die PAs.

Welche Haltung man in dieser Frage auch einnimmt, es bleibt festzuhalten, dass Frege eine Erklärung dafür angeboten hat, warum sich in Einstellungskontexten auch so genannte direkt referentielle Terme nicht *salva propositione* ersetzen lassen. Dieses Angebot kann sich zugute halten, dass es bei weitem nicht so gewaltsam mit unseren Intuitionen umgeht wie die konkurrierende Implikatur-Theorie der PAs. Und trotzdem ist Freges Lösung gerade keine Lösung, die die meisten Vertreter der direkten Referenz akzeptieren. Im Gegenteil ist die Theorie direkter Referenz wissenschaftshistorisch als Antwort auf den für mangelhaft erklärten Fregeschen Ansatz entstanden. Die Gründe für die Ablehnung der Fregeschen Position sind

divers; die wichtigsten sollen hier summarisch besprochen werden, weil sich daraus wertvolle Aufschlüsse für die Analyse im nächsten Kapitel gewinnen lassen.

Der erste Hauptgrund, warum Freges Theorie verworfen wurde, hat weniger mit propositionalen Einstellungskontexten zu tun als vielmehr mit der Semantik von singular referierenden Termen insgesamt. Kripkes Argumente richten sich bekanntlich gegen die Vorstellung, dass die Bedeutung etwa von Eigennamen durch Beschreibungen anzugeben sei. Da Frege aber behauptet, dass erstens der Sinn von Eigennamen etwas wie einer (Bündelung von) Kennzeichnung(en) gleichzusetzen ist, und zweitens, dass der Sinn eines jeden Ausdrucks seine Referenz determiniert, ist er durch Kripkes Einwände widerlegt. Die einzig gangbare Alternative scheint deshalb direkte Referenz.

Ein zweiter wichtiger Grund, der gegen Frege vorgebracht wird, ist die pauschale Verschwommenheit des Sinn-Begriffs. Nicht nur, dass es Probleme macht, ein klares Verständnis davon zu bekommen, was ein „Sinn“ sein soll (Frege selbst hat sich nie um die Angabe von Identitätsbedingungen bemüht), es ergeben sich zudem an einigen Stellen Widersprüche in Freges eigenen Ausführungen über das Wesen und die Funktion von Sinnen, die vielleicht gerade im Zusammenhang mit Eigennamen und Indexikalen am deutlichsten werden. Kripkes Einwände aus „Naming and Necessity“ wurden bereits angesprochen. In „A Puzzle about Belief“ gibt Kripke noch einmal nachdrücklich zu bedenken, dass Substitutions-Probleme mit „Sinnen“ nicht zu lösen sind, solange man nicht die ungerechtfertigte Annahme macht, jedem Namen sei ein distinkter und objektiver Sinn zuzuordnen.³⁷ Von diesen Schwierigkeiten einmal abgesehen, haben viele das Konstrukt „Sinn“ insgesamt für so unfasslich gehalten, dass sie es aus (methodischem) Prinzip nicht als Lösung für semantische Probleme akzeptieren wollten. Auch deshalb, und weil die Theorie von Sinn und Bedeutung die naive Semantik unterminiert, wird der Implikatur-Theorie der PAs trotz ihrer Schwachpunkte häufig der Vorzug gegeben.

³⁷ Kripke, S.A. (1988): *A Puzzle about Belief*, in: Salmon, N. / Soames, S. (Hg.): *Propositions and Attitudes*, Oxford, S.102-148, S.108-111.

De re / de dicto

Ein dritter Einwand gegen Frege betrifft wieder die propositionalen Einstellungen selbst. Nach Frege sind solche „ungeraden“ Kontexte wie gezeigt dadurch gekennzeichnet, dass in ihnen die Worte auf ihren gewöhnlichen Sinn referieren statt auf ihre Bedeutung. In dem Satz „A glaubt, dass Cicero ein Redner ist“ referiert also „Cicero“ auf den Sinn von „Cicero“ und „Redner“ auf den Sinn von „Redner“. Die Idee hinter dieser These ist, dass es in dem eingebetteten Satz nicht nur darum geht, *was* A glaubt - das ist prinzipiell eben das, was eine singuläre Proposition wiedergibt -, sondern auch, *wie* (unter welcher Beschreibung) A das glaubt. Dieses „Wie“ wird nun genau durch die MoPs erfasst. A glaubt etwas von Cicero *unter einem MoP*, z.B. unter dem MoP „die Person, die den Prozess gegen Catilina geführt hat“. Unter diesem MoP glaubt A von Cicero, dass er ein Politiker gewesen sei, auch dies *unter einem MoP*. Man kann sich vorstellen, dass Anne mit dem Prädikat „Politiker“ einen MoP verbindet, der vielleicht so etwas wie ein Stereotyp des Politiker-Seins abgibt. Frege macht daraus eine eindeutige semantische Regel: Immer, wenn ein propositionaler Einstellungskontext vorliegt, bezeichnen die darin vorkommenden (referierenden) Terme ihre Sinne. Diese Regel ist wohl motiviert, und sie hat sich bei den oben durchgespielten Substitutions-Problemen bewährt. Jedoch gibt es auch Fälle, in denen die Regel eindeutig unangemessen ist. Man betrachte einen Satz wie

(13) John believes that the wealthy Cicero was poor.³⁸

Diese Aussage ist mit Sicherheit *nicht* derart zu verstehen, dass John von Cicero unter dem MoP „war reich“ glaubt, er sei arm gewesen. Folgt man aber Frege darin, dass im eingebetteten Satz die Ausdrücke auf ihre Sinne referieren, würde dieses Ergebnis unausweichlich. Tatsächlich scheint jedoch für die Interpretation von (13) Johns MoP von Cicero überhaupt keine Rolle zu spielen, ja es scheint überhaupt kein MoP von Cicero im Spiel zu sein. Vielmehr wird in (13) etwas über die Person Cicero selbst gesagt, ganz wie in einer gewöhnlichen singulären Proposition. Damit rückt nun Wesentliches in den Blick. Denn wenn Glaubenszuschreibungen sich stets auf MoPs beziehen würden, dann wären die Gehalte solcher Zuschreibungen in der

Tat völlig opak, weil immer auf individuelle Repräsentationen abhebend. Der alltägliche Gebrauch von PA-Zuschreibungen beweist jedoch, dass die Opazität nicht so durchgehend ist, wie es Freges Theorie nahelegt. In (13) ist zum Beispiel auf den ersten Blick überhaupt keine Opazität auszumachen. Das liegt daran, dass in (13) der Sprecher sein eigenes Wissen über die Person nutzt, auf die *er* (der Sprecher) mit dem Namen „Cicero“ referiert, um eine Aussage darüber zu machen, was der Glaubende von dieser Person glaubt (nämlich dass sie arm gewesen sei), *ohne* dass dabei auf einen MoP Bezug genommen würde. Es ist klar, dass in dem Fall MoPs für die Bestimmung der Wahrheitsbedingungen nicht mehr gesondert berücksichtigt zu werden brauchen, da aus Sprechersicht grundsätzlich keine Diskrepanz zwischen MoPs und ihren Referenten bestehen kann. Ein aufrichtiger Sprecher drückt sich gerade so aus, dass der Repräsentationsgehalt seiner Äußerung dem entspricht, was der Fall sein müsste, damit die fragliche Aussage wahr würde. Soll heißen, „Cicero“ hat in (13) seine „gerade“ (direkte) Referenz, d.h. die historische Person Cicero. Die Art von Zuschreibung, in der Teile des eingebetteten Satzes auf ihre Extension verweisen, d.h. nicht von den MoPs des Glaubenden abhängen, werden im Folgenden *de re* genannt. Die Bezeichnung konnotiert, dass es in der Bewertung der Glaubenszuschreibung nur um die *res* geht, also z.B. das Individuum Cicero, nicht um einen MoP von Cicero. Die dazu komplementäre Art der Zuschreibung wird *de dicto* genannt, weil es hier auf das (vom Glaubenden) „Gesagte“ ankommt, wie oben bereits in der „maxim of faithfulness“ festgehalten. Wenn man *de dicto* berichtet, ist man dazu verpflichtet, die MoPs desjenigen zu beachten, dem man einen Glauben zuschreibt. Im Zweifelsfall ist das durch das Zustimmungsverhalten des Glaubenden zu den entsprechenden Sätzen überprüfbar. Dagegen sind *de re*-Berichte nicht in der Art beschränkt, denn *de re* dürfen alle extensionalen Äquivalenzen genutzt werden, die dem Zuschreiber bekannt sind.

De re-Interpretation von Sätzen ist gewissermaßen die laxere Variante, wenn man den Glaubensinhalt dessen zum Maßstab nimmt, dem etwas zugeschrieben wird, denn *de re*-Interpretation ist nicht sensitiv für das Wie des Glaubens, und „[i]f the speaker is to succeed in revealing the exact content of the agent’s, then the speaker must cognize not only the items to which the agent refers, but [...] the agent’s

³⁸Recanati (1993), S.328.

referential modes as well.“³⁹ Andererseits ist *de re*-Interpretation auf ihre Weise unerlässlich, weil sie es dem Zuschreiber erst ermöglicht, die Signifikanz des von anderen Geglaubten bzw. Gesagten für sich zu erfassen. Blicke man bei der Privatheit der MoPs stehen, wäre das nicht möglich. Wenn z.B. der Interpret in (13) Johns ursprüngliche Äußerung nur *de dicto* aufnehmen würde, könnte er gar nicht dahin gelangen, sich und andere auf Johns Irrtum bezüglich Ciceros Finanzlage aufmerksam zu machen. Damit dies gelingt, muss dem Sprecher klar sein, dass John, wenn er den Ausdruck „Cicero“ (oder einen anderen mit derselben Referenz) gebraucht, damit dasselbe Individuum *re*-präsentiert, das auch Johns Zuhörer mit „Cicero“ verbinden. Der Berichterstatter muss also im Stande sein, die fragliche *res* von den mitgelieferten MoPs des Glaubenden abzusondern. Erst dann kann es zu einer echten interpretativen Aneignung des Gehalts der PA kommen, wie sie auch in (13) ausdrücklich wird. Ob derjenige, der den Glauben zuschreibt, diese Zuschreibung seinerseits *de dicto* (in den Worten bzw. MoPs von John) oder aber *de re* (in eigenen Worten) explizit macht, ist eine von Kontext und Sprecherintention abhängige Entscheidung. Über diesen ebenfalls interessanten Punkt (Was steuert den Modus von und die Wortwahl in PA-Zuschreibungen?) wird in dieser Arbeit fast überhaupt nichts gesagt. Dennoch soll zumindest festgehalten werden, dass *de re*-Zuschreibungen der Standard sind, insofern sie ohne die Komplikation der perspektivischen Verschiebung vom Berichterstatter zum Glaubenden auskommen, die ja für die Rezipienten des Einstellungsberichts nicht unmittelbar transparent ist. Jaszczolt (1999) spricht deshalb zurecht vom „Default *De Re* principle“⁴⁰. *De dicto*-Zuschreibungen sind dagegen quasi der „markierte“ Fall, in dem zusätzliche Informationen bezüglich der mentalen Repräsentationen eines Dritten kommuniziert werden. Solche Zuschreibungen sind laut Jaszczolt „the extreme case of [...] a *failure of intentionality as a semantic tool*“⁴¹. Nur in diesen Fällen kommt es überhaupt zum Konflikt zwischen dem „Default *De Re* principle“ und der „maxim of faithfulness“ mit dem Resultat, das die Maxime den Default außer Kraft setzt. Für den weit überwiegenden Teil derer, die PAs zur Person Cicero haben, wäre es schlicht irrelevant, ob man bei der Wiedergabe einer ihrer Cicero-bezogenen PAs „Cicero“,

³⁹Kapitan, T. (1994): *Exports and Imports: Anaphora in Attitudinal Ascriptions*, in: *Philosophical Perspectives* 8, *Logic and Language*, S.273-292, S.277.

⁴⁰Jaszczolt, K.M. (1999): *Discourse, Beliefs, and Intentions. Semantic Defaults and Propositional Attitude Ascriptions*, Oxford, S.190.

⁴¹ebd.

„Tullius“ oder sonst einen koreferenten Namen benutzt, weil die meisten Namensverwender mit diesen singulären Termen nicht auf verschiedene Individuen referieren. Anne ist ja nur die Ausnahme. Sie *muss* die Ausnahme bleiben, da kollektive Referenz-Fehler im Stile des babylonischen „Hesperus ist nicht Phosphorus“ bei massiertem Auftreten die ganze Praxis der Eigennamenverwendung lahmlegen würden. Trotzdem ist auch für solche Fälle vorzusorgen, wenn man die Korrektheit von Schlüssen bewertet, die PAs enthalten: In solchen Bewertungen wird systematisch von kontextuellen und pragmatischen Faktoren abstrahiert, und das macht es erforderlich, immer vom schlimmsten Szenario auszugehen.

Die Bemerkungen des letzten Abschnitts argumentieren für den hermeneutischen (das Verstehen von Aussagen betreffenden) und diskursiven (das Kommunizieren von Glaubenssätzen betreffenden) Primat des *de re*-Modus. Damit ist die Unzulänglichkeit von Freges Theorie der PAs nochmals unterstrichen. Gleichwohl bleibt es dabei, dass es unter gewissen Umständen unabdingbar ist, Zuschreibungen *de dicto* vorzunehmen. Die Beispiele von Annes falschem Cicero-Glauben und Lois Lanes falschem Superman-Glauben beschreiben solche Umstände. Das (nicht alltägliche) Spezifikum dieser Beispiele scheint zu sein, dass hier die Zuordnung von Namen zu ihren Trägern numerisch problematisch wird. Das sind Fälle von besagtem „failure of intentionality as a semantic tool“. Beidesmal sind je zwei Namen konventionell einem einzigen Individuum zugeordnet, ohne dass die Glaubenden dies realisieren. So legen sich sowohl Anne als auch Lois Lane je zwei Lexikoneinträge an, in denen die Information über die Identität der Benannten fehlt. Dem informierten Berichterstatter und seinem Publikum andererseits ist die Identität von Cicero und Tullius bzw. von Superman und Clark Kent bewusst. Die entscheidende „classified condition“ $[\lambda y (y = x)]$ lizenziert grundsätzlich zur beliebigen Ersetzung der Vorkommnisse der Namen von x und y , weil sie Koreferenz garantiert. Das Problem damit ist aber, dass dieser koreferente Gebrauch der Namen nicht dazu geeignet ist wiederzugeben, wie sich die Lage den *Glaubenden* darstellt. Nicht nur ist der koreferente Gebrauch dazu ungeeignet, siehe die Konsequenzen aus (12PR), er verfälscht den Glauben der Betreffenden geradewegs, siehe (10). Die einzige Möglichkeit, der Perspektive der Glaubenden in solchen Fällen gerecht zu werden, ist das Instrument der *de dicto*-Zuschreibung. Mit *de dicto*-Berichten kann man als Zuschreibender zu den eigenen Lexikoneinträgen (den dort gespeicherten

MoPs) gleichsam auf Distanz gehen. Das schafft umgekehrt Raum für die Berücksichtigung der MoPs derjenigen Person, über die berichtet wird. Im Zweifelsfall bedeutet dies, sich an die Worte zu halten, die der Glaubende selbst gebraucht hat oder gebrauchen würde. Vermutlich ist das fälschliche Fehlen oder fälschliche Vorhandensein des MoP „ $[\lambda y (y = x)]$ “ von Individuum x der einzige MoP, der *de re*-Zuschreibungen von PAs mit y blockiert. Brandom (1994) formuliert prägnant: „Judgments expressing our recognition of an object as the same again are substitution licenses“.⁴² Von Anne und von Lois Lane liegen solche Wiedererkennungsurteile nicht vor, im Gegenteil, ihre Äußerungen legen gerade nahe, dass sie den betreffenden Gegenstand nicht als ein und denselben, sondern als zwei verschiedene wiedererkennen (im weiten Sinne von „wiedererkennen“), siehe z.B. für Anne Satz (11).

Die Einsicht in den Wert von *de re*- und *de dicto*-Zuschreibungen gibt zu einer weiteren allgemeinen These über PAs Anlass:

These 8: *Berichte über die PAs einer Person p können de dicto oder de re sein, d.h. sie können unter Beachtung oder Nichtbeachtung der MoPs erfolgen, die die propositionalen Konstituenten von p's Glauben für p herausgreifen.*

Das Fazit der Frege-Kritik ist, dass, wenn man an einer semantischen Erklärung des Substitutionsproblems festhalten will, die genannten Kritikpunkte ausgeräumt werden müssen - freilich ohne dabei mit einer der übrigen bislang aufgestellten Thesen zu brechen. Andernfalls wird man unweigerlich auf die Implikatur-Theorie zurückgeworfen, der ja offensichtliche Schwachpunkte, aber immerhin keine systematischen Widersprüche nachgewiesen werden konnten.

Im nächsten Teil, der sich hauptsächlich einer genaueren Analyse einzelner Ausdrucks-Typen widmet, wird eine Theorie der PAs angestrebt, die die Thesen 1

⁴²Brandom, R.B. (1994): *Making It Explicit. Reasoning, Representing and Discursive Commitment*, Cambridge/Mass., S.416.

bis 8 berücksichtigt und sich darüber hinaus - anders als Frege - zur Theorie der direkten Referenz ins Verhältnis setzt, mit klaren Definitionen von MoPs arbeitet und volle Flexibilität in Bezug auf *de re*- versus *de dicto*-Zuschreibungen verspricht. Die Darstellung basiert auf den Ideen Edward Zaltas (Zalta 1983, 1988, 1989, 2001).

II. Analyse

1. Semantik der Eigenschaften, Relationen und Propositionen

Edward Zalta entwirft in seinen Beiträgen eine eigenständige intensionale Logik, die sich in vielen Grundannahmen von der Logik im klassischen Montague-Stil abhebt. Prinzipiell steht Zaltas Semantik der Bedeutungstheorie Russells nahe (ohne aber dessen Metaphysik zu teilen). Der wichtigste Punkt der Gemeinsamkeit ist, dass Eigenschaften und Relationen als primitiv und nicht weiter reduzierbar angesehen werden:

„It cannot be emphasized enough that [...] properties [...] are not mathematical functions from possible worlds to sets of individuals. Our conception of properties is based on two semantic intuitions: (1) that they are primitive, structured entities that have gaps into which objects can be plugged, and (2) that they have exemplification extensions that vary from world-time pair to world-time pair.“⁴³

Dem drohenden Vorwurf, relationale Entitäten seien gegenüber funktionalen nur mangelhaft präzisierbar, begegnet Zalta dadurch, dass er exakte Existenz- und Identitätsbedingungen für Relationen aufstellt. Das Bestehen von Relationen wird mittels eines Komprehensionsschemas geregelt, das wie folgt lautet (F^n ist eine Variable über n-stellige Relationen, \blacksquare steht für „notwendig“, \square für „immer“):

„For every formula ϕ in which F^n doesn't occur free, and in which there are neither encoding subformulas nor quantifiers binding relation variables (nor definite descriptions), the following is an axiom:

$$(\exists F^n) \blacksquare \square (\forall x_1) \dots (\forall x_n) (F^n x_1 \dots x_n \leftrightarrow \phi) \text{“}^{44}$$

Für die offene Formel $\square \sim Pxy$ besagt das Schema beispielsweise, dass es eine Relation F gibt, die von Objekten x und y erfüllt wird, gdw. x in F zu y steht derart:

⁴³Zalta, E.N. (1988): *Intensional Logic and the Metaphysics of Intentionality*, Cambridge/Mass., S.28.

⁴⁴Zalta (1988), S.46.

$$(\exists F) \Box \blacksquare (\forall x)(\forall y) (Fxy \leftrightarrow \Box \sim Pxy)$$

Auf diese Weise ist die Bildung beliebiger Eigenschaften und Relationen möglich, solange die zugrunde liegende Formel die genannten Restriktionen erfüllt. Da Propositionen nullstellige Relationen sind, gilt dasselbe auch für die Bildung von Propositionen. Das abgeleitete Theorem besagt demnach:

„Where ϕ is any propositional formula in which no descriptions occur and in which F^0 is not free, the following is an axiom:

$$(\exists F^0) \Box \blacksquare (F^0 \leftrightarrow \phi) \text{ }^{45}$$

Entsprechend gibt es auch für geschlossene Formeln ϕ eine Proposition F^0 , die notwendig und immer genau dann besteht, wenn ϕ . Für $\phi = Rab$ gibt es zum Beispiel ein F^0 folgendermaßen:

$$(\exists F^0) \Box \blacksquare (F^0 \leftrightarrow Rab)$$

Allgemein werden atomare propositionale Formeln $\rho\tau_1 \dots \tau_n$ geschrieben, wobei ρ ein Term vom Typ $\langle t_1, \dots, t_n \rangle$ ist und τ_1, \dots, τ_n Terme vom Typ t_1, \dots, t_n sind.⁴⁶

Eine einfache Interpretation **I** für eine Sprache ist durch ein Septupel $\langle \mathbf{D}, \mathbf{R}, (\mathbf{W}, \mathbf{w}_0), (\mathbf{T}, \mathbf{t}, <), \mathbf{ext}_{\mathbf{w}, \mathbf{t}}, \mathbf{L}, \mathbf{F} \rangle$ gegeben, wobei **D** die Menge der Individuen ist, **R** die Menge der n-stelligen Relationen, für jedes n, **W** die Menge der möglichen Welten mit \mathbf{w}_0 als ausgezeichnetem Element aus **W**, **T** eine nichtleere Menge von Zeiten mit \mathbf{t}_0 als ausgezeichnetem Element aus **T** und $<$ als binärer Relation auf **T**, $\mathbf{ext}_{\mathbf{w}, \mathbf{t}}$ eine „Exemplifizierungs“-Funktion, die jeder Relation eine Exemplifizierung (siehe unten) für jedes Welt-Zeit-Paar zuordnet und Propositionen einen Wahrheitswert, **F** eine Funktion, die jeder Konstanten der Sprache ein Element aus **D** (für Individuen)

⁴⁵Zalta (1988), S.59.

⁴⁶Auch die Typen werden relational definiert. i ist der Typ für Individuen, $\langle i \rangle$ der Typ von Eigenschaften von Individuen, $\langle \langle i \rangle \rangle$ der Typ von Eigenschaften zweiter Stufe, usw. Zweistellige Relationen sind vom Typ $\langle i, i \rangle$. Der Typ von Propositionen wird $\langle \rangle$ geschrieben (Relation mit $i = 0$).

bzw. **R** (für Relationen) zuordnet. **L** ist die Bezeichnung für eine Gruppe von sogenannten logischen Funktionen, die auf Denotaten von Individuenausdrücken und Prädikaten sowie auf einfachen und komplexen Propositionen operieren. Die wichtigste dieser Funktionen ist **PLUG**. Sie bedeutet die Anwendung einer n-stelligen Relation auf ein Individuum, mit dem Ergebnis einer n-1-stelligen Relation. Für eine dreistellige Relation

$$\mathbf{d}([\lambda xyz (S^3xyz)])$$

(**d** ist hier die Denotationsfunktion) erhält man z.B. durch Anwendung von **PLUG** mit einem Individuum b an zweiter Stelle eine zweistellige Relation (das Subskript gibt die Stelle an, an der eingesetzt wird):

$$\mathbf{PLUG}_2(\mathbf{d}([\lambda xyz (S^3xyz)]), \mathbf{d}(b)) = \mathbf{d}([\lambda xz (S^2xbz)])$$

Aus einem Individuum a und einer Eigenschaft (einstelligen Relation) S^l lässt sich eine Proposition (nullstellige Relation) gewinnen:

$$\mathbf{PLUG}_1(\mathbf{d}([\lambda S^l x]), \mathbf{d}(a)) = \mathbf{d}(S^0) = \mathbf{p}$$

Auch hier entstehen Propositionen also aus der funktionalen Anwendung der einzelnen Bestandteile, wie in These 1 gefordert. Die Struktur der Proposition (links des Gleichheitszeichens) spiegelt außerdem sichtlich die Struktur der sie bezeichnenden Formel, so wie es These 5 verlangt. Formeln bezeichnen außerdem bei Zalta keine Wahrheitswerte, sondern Propositionen.

Die übrigen **L**-Funktionen neben **PLUG** sind **NEG** (für die Negationsfunktion), **UNIV** (Universalisierung von Relationen) **CONV** (für die Konversion von Variablenstellen), **REFL** (Reflexivierung), **VAC** (leere Expansion), **COND** (Konditionalisierung), **NEC** (Notwendigkeit), **WAS** (temporale Lokalisierung in der Vergangenheit) und **WILL** (temporale Lokalisierung in der Zukunft). Relationen sind unter diesen Funktionen abgeschlossen. Die genaue Funktion der Elemente von

L ist für das Kommende nicht weiter von Belang.⁴⁷ Wichtig ist nur, dass die logischen Funktionen beliebig oft auf denselben Term angewendet werden können. Diese Bedingung garantiert, dass das Komprehensionsschema für Relationen und Propositionen auch für beliebig komplexe Terme Bestand hat.

Die Wahrheit von elementaren Propositionen wird durch Anwendung von ext_w auf die gesättigten „pluggings“ berechnet, wobei sich Wahrheitswerte ergeben:

$$\text{ext}_w (\text{PLUG}_1 (\mathbf{r}^{<t_I>}, \mathbf{o}^{t_I})) = w \text{ gdw. } \mathbf{o}^{t_I} \in \text{ext}_w (\mathbf{r}^{<t_I>}), f \text{ sonst.}$$

Ein Beispiel für die Auswertung einer komplexen Proposition wäre:

$$\text{ext}_w (\text{NEC}(\text{NOT}(\text{PLUG}_1 (\mathbf{r}^{<t_I>}, \mathbf{o}^{t_I})))) = w \text{ gdw. für alle } w', \mathbf{o}^{t_I} \notin \text{ext}_{w'} (\mathbf{r}^{<t_I>}), f \text{ sonst.}$$

Das Pendant zur konstanten Denotationsfunktion für variable Terme ist die Variablenbelegungsfunktion **f**. Sie wird mit Hilfe einer Erfüllungsrelation („satisfaction“) relativ zu **I** überprüft (ohne Kontext):

Wenn ϕ ein primitiver Term vom Typ $\langle \rangle$ ⁴⁸ ist, dann erfüllt_I **f** ϕ in $\langle \mathbf{w}, \mathbf{t} \rangle$ gdw. $\text{ext}_{\mathbf{w}, \mathbf{t}} (\mathbf{d}_{\mathbf{I}, \mathbf{f}} (\phi)) = w$

Wenn $\phi = \rho \tau_1 \dots \tau_n$, dann erfüllt_I **f** ϕ in $\langle \mathbf{w}, \mathbf{t} \rangle$ gdw. $(\exists \mathbf{o}_1) \dots (\exists \mathbf{o}_n) (\exists \mathbf{r}) (\mathbf{o}_1 = \mathbf{d}_{\mathbf{I}, \mathbf{f}} (\tau_1) \wedge \dots \wedge \mathbf{o}_n = \mathbf{d}_{\mathbf{I}, \mathbf{f}} (\tau_n) \wedge \mathbf{r} = \mathbf{d}_{\mathbf{I}, \mathbf{f}} (\rho) \wedge \langle \mathbf{o}_1, \dots, \mathbf{o}_n \rangle \in \text{ext}_{\mathbf{w}, \mathbf{t}} (\mathbf{r}))$
[analog für $\phi = \rho \tau$]

Die Wahrheitsdefinition für Formeln unter einer Interpretation **I** lautet:

ϕ ist wahr_I gdw. jede Belegung **f** in $\langle \mathbf{w}_0, \mathbf{t}_0 \rangle$ ϕ erfüllt_I.

Es ist betonenswert, dass die Carnapsche Dichotomie von Intension und Extension in Zaltas Modell keine echte Entsprechung hat. Spricht man in der Zalta-Semantik von

⁴⁷Die Definitionen der einzelnen logischen Funktionen finden sich Zalta, E.N. (1983): *Abstract Objects. An Introduction to Axiomatic Metaphysics*, Dordrecht, S.114-117.

Extensionen, sind damit Eigenschaften oder n-stellige Relationen gemeint, keine Mengen von Individuen oder n-Tupeln.⁴⁹ Das Zutreffen einer Eigenschaft auf ein Individuum kann man nicht dadurch erklären, dass man es als einer Menge zugehörig beschreibt. Stattdessen gilt: Man darf einem Individuum eine Eigenschaft zusprechen, wenn es diese Eigenschaft erfüllt, punktum. Die Erfüllungsrelation ist nicht weiter analysierbar. Damit geht einher, dass keine „Modelle“ für Sprachen konzipiert werden, denn Eigenschaften werden als nicht modellierbare Bestandteile der Welt „wie sie ist“ verstanden.

2. Gewöhnliche und abstrakte Objekte

Die sieben einleitenden Prinzipien, aus denen die Theorie in Zalta (1988) aufgebaut wird, betreffen nicht nur die Angabe von Existenz- und Identitätsbedingungen für Relationen, es wird auch die basale Unterscheidung von zweierlei Arten von Objekten eingeführt: gewöhnlichen Objekten (O-Objekten, geschrieben „O!x“) und abstrakten Objekten (A-Objekten, geschrieben „A!x“). Unter „Objekten“ im engeren Sinn werden Individuen verstanden, im weiteren Sinn fallen darunter auch Eigenschaften, Relationen und Propositionen. Die Idee hinter A-Objekten ist, dass der Sphäre der gewöhnlichen, raumzeitlichen Dinge ein zweiter, metaphysisch davon verschiedener Raum nichtsinnlicher Entitäten zur Seite gestellt wird. O-Objekte „exemplifizieren“ („exemplify“) Eigenschaften, abstrakte Objekte „enkodieren“ („encode“) Eigenschaften. Das Bindeglied zwischen den beiden Sphären sind genau die Relationen; das Wissen von und Sprechen über Relationen ist fundamentaler als die Differenzierung in Enkodierung und Exemplifizierung. Die Ambiguität zwischen diesen beiden Modi der Existenz ist in der Sprache angelegt und durchzieht sie.

Auch für die Existenz von A-Individuen gibt es ein Axiom:

⁴⁸s. Fußn. 46.

⁴⁹ Deshalb legt Zalta Nachdruck auf die Feststellung, dass seine Extensionen die Rolle von Montagues Intensionen übernehmen, s. Zalta (1988), S.209.

„For every formula ϕ in which x doesn't occur free, the following is an axiom:

$$\blacksquare \square (\exists x) (A!x \wedge (\forall F) ((x)F \leftrightarrow \phi)) \text{ „}^{50}$$

(Die Schreibung „ $(x)F$ “ zeigt im Unterschied zu „ $F(x)$ “, der Exemplifizierungsrelation, die Enkodierungsrelation an.) Das Axiom besagt, dass es für jede Formel, freie Vorkommen von x ausgenommen, ein A-Individuum gibt, das genau die Eigenschaften enkodiert, die die Formel bedingt. Dieses Axiom garantiert eine unbegrenzte und unbegrenzt diverse Menge von A-Individuen. Nicht nur gibt es zu jeder in unserer Welt vorkommenden Entität ein A-Objekt als abstraktes Gegenstück, sondern auch A-Objekte, zu deren Beschreibung es kontingenterweise kein korrespondierendes O-Objekt gibt (z.B. erfundene Romanhelden wie Superman) sowie A-Objekte, die Eigenschaften gleichzeitig enkodieren können, die O-Objekte notwendig nicht gleichzeitig exemplifizieren können, siehe etwa den Satz „Es gibt etwas, das zugleich rund und quadratisch ist.“ Gemäß dem Axiom gibt es ein A-Objekt, das genau die beiden Eigenschaften enkodiert, rund und quadratisch zu sein. Damit ist bereits eine Anwendung der Theorie abstrakter Objekte angesprochen: Die existenzielle Generalisierung im Anschluss an einen Satz wie „Meinong dachte über den quadratischen Kreis nach“ auf „Es gibt etwas, über das Meinong nachdachte“. Die Generalisierung ist möglich, insofern man von der Existenz eines quadratisch-runden A-Objekts ausgeht.

Die Existenz von gewöhnlichen Objekten in einer Welt ist kontingent, abstrakte Gegenstände existieren dagegen notwendig und immer. O-Objekte können niemals Eigenschaften enkodieren, wohingegen A-Objekte durchaus gewisse (relationale) Eigenschaften exemplifizieren können, wie z.B. die Eigenschaft, dass jemand über sie nachdenkt. Zalta beruft sich auf Theorien der Intentionalität wie der Phänomenologie, wo zwischen dem Inhalt eines Denkakts („Noëma“) und seinem Gegenstand unterschieden wird. Das Vorhandensein von Noëmata garantiert nicht die Existenz der Objekte, die die Noëmata repräsentieren. So kann auch ein A-Objekt gedacht werden, das keine Entsprechung in einem O-Objekt hat.

Die Setzung abstrakter Objekte macht eine Enkodierungsfunktion in der Sprache notwendig, die das Pendant zur Exemplifizierungsfunktion $\mathbf{ext}_{w,t}$ bildet. Diese Funktion heißt \mathbf{ext}_A und ist folgendermaßen definiert⁵¹:

\mathbf{ext}_A ist eine Funktion, die jedes Element aus $\mathbf{R}_{\langle t \rangle}$ auf eine Teilmenge aus \mathbf{D}_t abbildet.

Die Teilmenge aus der Domäne \mathbf{D}_t , auf die \mathbf{ext}_A abbildet, ist aus der Menge der A-Objekte (\mathbf{A}_t) genommen. Die Idee ist also, dass Relationen beliebigen Typs und Inhalts so zusammengefasst werden können, dass ein A-Objekt niedrigeren Typs genau diese (Menge von) Eigenschaft(en) instantiiert. Außerdem ist \mathbf{ext}_A so konstruiert, dass A-Objekte denselben Typ wie die ihnen entsprechenden O-Objekte haben. Dem O-Individuum *Clark Kent*_O entspricht beispielsweise ein A-Individuum *Clark Kent*_A, beide sind vom Typ *i*. Ebenso gibt es z.B. zur Eigenschaft *Pferd*_O eine entsprechende Eigenschaft *Pferd*_A, beide vom Typ $\langle i \rangle$, usw. für alle komplexen Typen.

Die Erfüllungsbedingung für \mathbf{ext}_A ist einfach:

Wenn $\phi = \tau\rho$, dann erfüllt_I $\mathbf{f} \phi$ in $\langle w,t \rangle$ gdw. $(\exists \mathbf{o})(\exists \mathbf{r}) (\mathbf{o} = \mathbf{d}_{I,f}(\tau) \wedge \mathbf{r} = \mathbf{d}_{I,f}(\rho) \wedge \mathbf{o} \in \mathbf{ext}_A(\mathbf{r}))$.⁵²

Wie man sieht, werden Enkodierungs-Denotationen nicht auf mögliche Welten relativiert, da in Zaltas Semantik alle enkodierenden Konstanten und (belegten) Variablen starr designieren. Mit anderen Worten, Wahrheitsbedingungen von Enkodierungs-Formeln sind unabhängig von der kontingenten Beschaffenheit von Welten. Unter anderem deshalb macht Zalta seine Definition von Situationen, Welten und Zeiten auch an propositionalen Enkodierungs-Eigenschaften statt an Exemplifizierungen fest,⁵³ was auch für die noch ausstehende Definition der Identität von Eigenschaften gilt. Sie lautet:

⁵⁰Zalta (1988), S.21.

⁵¹Zalta (1988), S.45.

⁵²Zalta (1988), S.239.

⁵³s. Zalta (1988), S.61-68.

$$F = G \equiv_{\text{df}} \Box (\forall x) (x(F) \leftrightarrow x(G))^{54}$$

Die Definition spricht von Enkodierungen statt von Exemplifizierungen. Setzte man Exemplifizierungen ein, würde genau das Problem der starken Extensionalität zurückkehren, das eingangs bei der Besprechung von Propositionen als Mengen von Welten aufgetaucht ist: Gleiche Extension in allen möglichen Welten garantiert nicht Gleichheit der Propositionen. Gleiches gilt für Eigenschaften. Wie bereits erwähnt, sind in Zaltas Semantik Extensionen nicht essentiell für die Identität von Eigenschaften. Deshalb ist es auch unzulässig, Eigenschaften auf Funktionen von Indizes in Extensionen zu reduzieren.

Das letzte der sieben „basic principles“ ist ein Substitutions-Gesetz ohne Restriktionen:

„For any two formulas $\phi(\alpha, \alpha)$ and $\phi(\alpha, \beta)$, where α and β are both individual variables or both property variables, and $\phi(\alpha, \beta)$ is the result of replacing one or more occurrences of α by β in $\phi(\alpha, \alpha)$, the following is an axiom:

$$\alpha = \beta \rightarrow (\phi(\alpha, \alpha) \leftrightarrow \phi(\alpha, \beta))^{55}$$

Nach dieser Einführung in Zaltas Semantik, von ihrem Erfinder „ILAO“ („intensional logic of abstract objects“) benannt, kann nun der Übergang zu den propositionalen Einstellungskontexten erfolgen.

⁵⁴Zalta (1988), S.22. Die Identitätsbedingung für Relationen ist daraus sinngemäß ableitbar und lautet:
 $F^n = G^n \equiv_{\text{df}} (\text{where } n > 1)$

$(\forall x_1) \dots (\forall x_{n-1}) ([\lambda y F^n y x_1 \dots x_{n-1}] = [\lambda y G^n y x_1 \dots x_{n-1}] \wedge [\lambda y F^n x_1 y x_2 \dots x_{n-1}] = [\lambda y G^n x_1 y x_2 \dots x_{n-1}] \wedge \dots \wedge [\lambda y F^n x_1 \dots x_{n-1} y] = [\lambda y G^n x_1 \dots x_{n-1} y])$ (Zalta 1988, S.52)

3. Einstellungskontexte: Die Idee

Das zuletzt zitierte Ersetzungs-Axiom lässt vermuten, dass bei Zalta Substitutionen wie bei Soames behandelt werden: Die Ersetzbarkeit gilt schließlich ohne Einschränkungen, sodass nicht nur aus

(14) Cicero ist ein Redner

und

(15) Cicero ist Tullius

(16) Tullius ist ein Redner

folgen würde, sondern auch aus

(17) Anne glaubt, dass Cicero ein Redner ist

im Verein mit (15)

(18) Anne glaubt, dass Tullius ein Redner ist.

Diese Inferenz sollte jedoch aus bekannten Gründen nicht möglich sein. Eine Einsicht im Zusammenhang mit der Besprechung von Frege war, dass die Ersetzung deshalb scheitern kann, weil die Ausdrücke in Einstellungskontexten an individuell verschiedene MoPs gebunden sind statt an objektive Extensionen. MoPs können Extensionen aus unterschiedlichen Perspektiven präsentieren, und sie können sie richtig oder falsch präsentieren. In ILAO werden nun die A-Objekte bemüht, um die Funktionsweise der MoPs zu erklären. Mentale Repräsentationen sind durch A-Objekte gegeben. Zalta verdeutlicht das am Beispiel des Eigennamens „Mark Twain“:

„[T]hink about your mental representation of Mark Twain. It might involve the property of having a walrus mustache, and maybe the properties of being white-haired and wearing a white suit and bow tie. It might involve a wide

⁵⁵Zalta (1988), S.22.

variety of facial-feature properties. However, the representation itself doesn't really exemplify these properties. The representation does not have a walrus mustache; the representation is not white-haired; etc. But it does involve these properties in some crucial sense. This sense of 'involve' is what we mean by 'encode'. The properties abstract objects encode characterise them, and so encoding is a kind of predication. An abstract object can be vivid if it involves visual properties, just as the mental representation of Twain can be a vivid image even though it doesn't exemplify the visual properties involved. By encoding properties of whatever kind, abstract objects have content, and can serve to characterize the content of representations and images. We believe that it is just such objects that are signified by terms in contexts failing the substitutivity principle."⁵⁶

Wenn man daran festhält, dass die Ausdrücke in Einstellungskontexten sich auf mentale Repräsentationen der Glaubenden beziehen (können), dann sind die bislang so genannten MoPs gleich den Enkodierungs-Eigenschaften, die sich gemäß dem Axiom für A-Objekte zu eben solchen abstrakten Individuen zusammenfassen lassen. *A-Objekte sind reifizierte MoPs*. Die Identität dieser Objekte ist vollständig durch die Eigenschaften bestimmt, die sie enkodieren. Es liegt auf der Hand, dass die Enkodierungs-Eigenschaften von den Individuen abhängen, die die Repräsentationen haben, dass sie also interpersonal variieren können. Diese Variationen implizieren auch, dass sich je nach Person verschiedene A-Objekte (in dem Zusammenhang von Zalta auch „cognitive content“ genannt) mit ein und demselben Namen verbinden können, dass also z.B. der Name „Cicero“ für die Person Anne ein anderes A-Objekt designiert als für Paul (weil Annes Cicero-Repräsentation andere Eigenschaften enkodiert als Pauls Cicero-Repräsentation). Damit ist nicht gesagt, dass diese A-Objekte subjektive kognitive Tokens sind: „A-objects are *not* in the head, though they can serve to classify what is in the head. [...] A-objects can objectify the cognitive content of the mental tokens that are in the head.“⁵⁷ Diese Bemerkung ist wichtig mit Blick auf die Art und Weise, in der A-Objekte später in der semantischen Analyse eingesetzt werden.

Inzwischen ist auch klar, warum sich aus dem unbegrenzten Substitutions-Prinzip nicht die Erlaubnis herleitet, in PA-Kontexten koreferente Namen zu ersetzen: In

⁵⁶Zalta (1988), S.18.

⁵⁷Zalta, E.N. (2001): *Fregean Senses, Modes of Presentation, and Concepts*, in: *Philosophical Perspectives* 15, Metaphysics, S.335-359, S.342.

Wahrheit ist die Koreferenz überhaupt nicht gegeben. Somit wird auch die Substitutivität nicht verletzt, und das „axiom of substitutivity“ hat Bestand. Diese ganze Denkfigur erinnert an Frege, der ja auch die Koreferenz von Namen in Einstellungskontexten bestreitet und das Ersetzungsprinzip für gültig erklärt. Indessen hat ILAO im Vergleich zur Fregeschen Semantik einige Vorteile, die genau die zum Ende des Theorie-Teils angesprochenen kritischen Punkte betreffen:

Erstens, die direkte Referenz-Theorie der Namen und Indexikale kann bewahrt werden – zumindest behauptet Zalta das. Allerdings liegt die Frage in der Luft, wie direkte Referenz, die ja mit These 6 Teil unseres Programms geworden ist, mit der Einführung von kognitiven Gehalten in voller Montur zusammengeht. Schließlich ist es eben *nicht* der Fall, dass der Term „Cicero“ in (17) auf das Individuum Cicero referiert, jedenfalls nicht unter allen Umständen. Ist damit nicht die direkte Referenz-Theorie verabschiedet? – Zweierlei Argumente sprechen gegen diese Folgerung. Erstens kann man darauf bestehen, dass die A-Objekte-als-MoPs, auf die Namen in PAs referieren, *Gegenstände* sind und somit kein Verstoß gegen These 6 vorliegt. Dieses Argument wird weiter gestützt durch die Hinweise, dass die Typen-Zuweisung für die Äquivalenz von A-Objekten und O-Objekten bürgt (beide sind vom gleichen Typ *i*), und dass A-Objekte prinzipiell öffentliche Entitäten sind und deshalb nicht zu rein psychologischen „Konzepten“ verkommen können. Insofern ist die Berufung auf Objekte als Denotate der singulären Terme keine Ausflucht. Der entscheidende Punkt aus Zaltas Sicht ist jedoch, dass seine abstrakten MoPs nicht die Doppelrolle spielen, die Freges „Sinne“ so problematisch macht:

„[W]e accept the conclusion [...] that names lack sense when „sense“ is something that is simultaneously the conceptual content, the determiner of reference, and the cognitive content.“⁵⁸

Die nachfolgende Bemerkung „We shall assume that names directly denote, and that what they denote is determined by something like the mechanism described by the direct-reference theorists“⁵⁹ ist so zu verstehen, dass als „Denotate“ von Namen auch in PAs ihre gewöhnlichen, durch eine Interpretation **I** eindeutig festgelegten

⁵⁸ Zalta (1988), S.157.

⁵⁹ Zalta (1988), S.159.

Referenten angenommen werden, denn die mit Namen und anderen Ausdrücken verbundenen MoPs sind für die Bestimmung der Referenz irrelevant: A-Objekte *repräsentieren* (Exemplifizierungs-)Denotate, aber sie *determinieren* sie nicht. In genau diesem Sinne ist Zaltas Semantik der PAs auf einer Linie mit der direkten Referenz-Theorie.⁶⁰ Zwar ist es grundsätzlich nicht ausgeschlossen, dass ein A-Objekt kraft seiner Enkodierungen das gewöhnliche Denotat eines Ausdrucks vollständig und eindeutig auszusondern vermag; dann hätte es in der Tat die Rolle eines „individuating concept“, eines Fregeschen „Sinnes“ also. Aber dies ist keine Funktion, die A-Objekte in der Semantik erfüllen müssen, denn sonst würden sich die alten Probleme in PA-Kontexten ja perpetuieren. A-Objekte als MoPs dürfen beliebig viele Fehlinformationen beinhalten und intersubjektiv beliebig stark schwanken.

Zweitens, das Was und Woher von MoPs ist mittels der A-Objekte und ihrer Axiomatik weitaus deutlicher gefasst, als das die Fregeschen Begriffe des Sinns oder Informationsgehalts je erlauben würden. Die Wiedergabe der Zaltaschen Objekt-Theorie hatte den Zweck, diesen Punkt zu verdeutlichen.

Drittens, der Unterschied zwischen Diskurs *de re* und *de dicto* kann in ILAO einfach und adäquat wiedergegeben werden. *De dicto*-Zuschreibungen werden wie gezeigt durch den Einsatz von A-Objekten symbolisiert; für *de re*-Zuschreibungen werden schlicht dieselben Repräsentationen benutzt, nur dass O-Objekte den Platz von A-Objekten einnehmen. O-Objekte exemplifizieren Eigenschaften, und die Exemplifizierungen sind welt-gebunden und nicht abhängig von subjektiven MoPs.

Ein weiterer großer Pluspunkt: Indem die A-Objekte als Repräsentanten des kognitiven Gehalts von Ausdrücken in PA-Kontexten eingesetzt werden, kann die bevorzugte Konzeption der Russell-Propositionen innerhalb und außerhalb von PAs strukturgemäß bewahrt werden. Das Typensystem ist so eingerichtet, dass A-Objekte immer vom gleichen Typ sind wie die korrespondierenden O-Objekte. Das A-Objekt *Mark Twain_A* ist vom gleichen Typ wie das O-Objekt *Mark Twain_O* und kann deshalb in einer singulären Proposition dieselbe semantische Rolle übernehmen.

⁶⁰Es ist zu beachten, dass „direkte Referenz“ nicht bedeutet, dass etwas wie „kognitive Signifikanzen“ von Ausdrücken in Bausch und Bogen verworfen werden, s. Zalta (1988), S.156.

Wenn man Propositionen mit A-Objekten als Konstituenten „A-Propositionen“ nennt, lässt sich festhalten, dass jede A-Proposition zu der zugehörigen Russell-Proposition (O-Proposition) strukturell isomorph ist.

Die folgende Besprechung der einzelnen Klassen von singulären Termen in PAs wird die genannten Punkte konkretisieren helfen.

4. Eigennamen

Zur Behandlung der Eigennamen in PAs müssen nur noch die Andeutungen aus den letzten Absätzen zusammengetragen und eine notationelle Konvention eingeführt werden. Am einfachsten ist es, die problematisch gebliebenen Beispiele aus dem Theorie-Teil nochmals aufzugreifen. Wir hatten

(19) [=7] Anne glaubt, dass Cicero ein Politiker ist.

(20) [=8] Anne glaubt nicht, dass Tullius ein Politiker ist.

In der Formalisierung werden nun individuelle Repräsentationen (A-Objekte) durch Unterstreichen gekennzeichnet. So kann man für (19) und (20) je zwei Lesarten erhalten (mit B für „glaubt“, a für „Anne“, c für „Cicero“, t für „Tullius“ und P für „Politiker“:

(19PR-R) $\text{PLUG}_1(\text{PLUG}_2(\mathbf{d}(B), \text{PLUG}_1(\mathbf{d}(P), \mathbf{d}(c)), \mathbf{d}(a)))$ de re

(19PR-D) $\text{PLUG}_1(\text{PLUG}_2(\mathbf{d}(B), \text{PLUG}_1(\mathbf{d}(P), \underline{\mathbf{d}(c)}), \mathbf{d}(a)))$ de dicto

(20PR-R) $\text{NEG}(\text{PLUG}_1(\text{PLUG}_2(\mathbf{d}(B), \text{PLUG}_1(\mathbf{d}(P), \mathbf{d}(t)), \mathbf{d}(a))))$ de re

(20PR-D) $\text{NEG}(\text{PLUG}_1(\text{PLUG}_2(\mathbf{d}(B), \text{PLUG}_1(\mathbf{d}(P), \underline{\mathbf{d}(t)}), \mathbf{d}(a))))$ de dicto⁶¹

⁶¹Die *de dicto*-Repräsentationen sind so konstruiert, dass ein A-Objekt in die offene Stelle einer O-Eigenschaft „geplugged“ wird. Damit nehmen diese Repräsentationen fast automatisch den Wahrheitswert „falsch“ an, schließlich exemplifizieren die verwendeten A-Objekte so gut wie nie die Eigenschaften, in die sie „geplugged“ werden. Zalta empfiehlt, diesen Umstand zu ignorieren, da die Wahrheitsbedingungen von Glaubensinhalten nicht über diese A-Propositionen ermittelt werden, s.u.

Da die Übersichtlichkeit der Repräsentationen unter der Einbeziehung der Denotations- und der L-Funktionen leidet, wird die Darstellung folgendermaßen vereinfacht und zugleich an den Prädikatenkalkül assimiliert (a für Anne, B für die Relation des Glaubens, P für die Eigenschaft, Politiker zu sein, c und t für die O-Individuen Cicero und Tullius, und \underline{c}_a und \underline{t}_a für die A-Individuen (Annes Repräsentationen von) Cicero und Tullius):

- (19'PR-R) $B(a, P(c))$ de re
 (19'PR-D) $B(a, P(\underline{c}))$ de dicto
 (20'PR-R) $\neg B(a, P(t))$ de re
 (20'PR-D) $\neg B(a, P(\underline{t}))$ de dicto

Außerdem gilt natürlich wie gehabt, dass die O-Individuen Cicero und Tullius identisch sind:

$$(21) \quad c = t$$

Jetzt steht endlich eine semantische Erklärung zur Verfügung, wieso Anne nicht mit widersprüchlichen Glaubensinhalten belastet werden muss: (19'PR-D), (20'PR-D) und (21) sind konsistent. Die Formel ' $\underline{c} = \underline{t}$ ' ist nicht gültig, da ja die verwendeten A-Individuen (das sind Annes MoPs von) Cicero und Tullius sich durch mindestens eine enkodierte Eigenschaft unterscheiden: diejenige, mit Cicero identisch zu sein.

Da die A-Objekte, die verschiedene Personen mit demselben Namen verbinden, naturgemäß stark variieren (je nach Wissenshintergrund, Bekanntheitsgrad usw.), werden die Notationen der A-Individuen ab jetzt mit Indizes versehen, die anzeigen, dass sich die Identität der Objekte relativ auf Personen bestimmt. So schreibt man für Annes Cicero-Repräsentation besser \underline{c}_a , für Pauls Cicero-Repräsentation \underline{c}_p . Die genauen Inhalte dieser Repräsentationen sind demjenigen, der einen Glauben zuschreibt, naturgemäß selten bekannt, weshalb ja die PAs „opak“ genannt werden.

S.52. Somit stört auch die generelle Falschheit dieser Propositionen nicht. Das Problem entsteht nur bei Zuschreibungen, die sowohl *de re*- als auch *de dicto*-Konstituenten haben.

Die Rekonstruktion von MoPs in Termen von A-Objekten verlangt es auch gar nicht, dass der Zuschreiber im Stande sei, anderer Leute Repräsentationen von O-Objekten wie z.B. Personen vollständig zu kennen oder beschreiben zu können. Das würde angesichts der Komplexität von A-Objekten ohnehin divinitorische Fähigkeiten voraussetzen. Wenn man über Einstellungsobjekte eines Dritten spricht, sollte man *de dicto*-Zuschreibungen vielmehr so verstehen, wie Forbes (1990) es vorschlägt, nämlich etwa als Annes oder Pauls je eigenem „so-labelled way of thinking of Cicero“.⁶² Schiffer (1997) weist darauf hin, dass wenn Person A die Person B nach dem Aufenthaltsort von C fragt, B mit „He’s here“ eine wahre und informative Antwort gegeben haben kann, auch wenn das „here“ nicht weiter spezifiziert wird.⁶³ Ähnliches gilt sicherlich auch in Bezug auf die Genauigkeit, mit der ein Zuschreibender über die MoPs eines Dritten berichtet. Folglich spricht Schiffer auch nicht von spezifischen MoPs, sondern lieber von „types of modes of presentation“⁶⁴, eine Ausdrucksweise, die man für die *de dicto*-Objekte von PA-Zuschreibungen in ILAO übernehmen kann. Dieses Vagheits-Postulat konfligiert im Übrigen nicht mit der Tatsache, dass A-Objekte als mentale Repräsentationen selbst sehr fein strukturiert sind: A-Objekte sind die kognitiven Instanzen, die Glaubensberichte *wahr* machen – das bedeutet nicht, dass umgekehrt die Glaubensberichte über diese A-Objekte in all ihrer Feinkörnigkeit gehen müssen. Dieser letzte Punkt muss besonders hervorgehoben werden, da er von Anti-Fregeanern gerne falsch dargestellt wird. So schreibt z.B. Clapp (2000):

„The general difficulty with Frege’s strategy is that the identity conditions for the posited extraordinary entities [=MoPs, J.W.] are pulled in incompatible directions. In order to account for all instances of the problem of opacity, the posited entities must be identified with very finely individuated „ways of thinking“. But if this is done, then the legitimacy of our ordinary attitude ascribing practices are undermined. Even if it is granted that such „ways of thinking“ exist, ordinary language users simply do not have the knowledge required for identifying, describing, or referring to such entities. But, conversely, if the posited entities are more coarsely individuated, then an

⁶²Forbes (1990), S.550.

⁶³Schiffer, S. (1997): *Descriptions, Indexicals, and Belief Reports: Some Dilemmas (But Not the Ones You Expect)*, in: Küne, W. u.a. (Hg.): *Direct Reference, Indexicality, and Propositional Attitudes*, Stanford, S.247-275, S.253.

⁶⁴Schiffer (1997), S.249.

analysis that utilizes Frege's strategy cannot account for all instances of opacity."⁶⁵

Clapp spricht hier zu Unrecht von „incompatible directions“. Selbstverständlich sind MoPs sehr präzise zu individuieren, denn die Mindestanforderung an sie ist, wirklich alle Wiedererkennung-Fehler erklären zu können, die einer falliblen Spezies unterlaufen. Oft basieren solche Fehler ja auf minimalen perzeptuellen Versehen oder epistemischen Lücken. Ein Zuschreiber muss nicht wissen, welche Eigenschaften das so konstruierte, fehlerhaft repräsentierende A-Objekt für den Glaubenden im Einzelnen hat, er muss lediglich am (Sprach-)Verhalten des Betreffenden erkennen, dass der *de re*-Default durch Differenzen, die die Spezifizierung einer *res* durch inkommensurable MoPs betreffen, außer Kraft gesetzt ist. Dafür genügt es, auf das A-Objekt zu referieren, das der Glaubende mit einem Ausdruck verbindet, was immer auch dessen genauer Gehalt sei. Dies zusammen mit dem Hinweis, dass A-Objekte als solche keine privaten und unzugänglichen, sondern öffentlich greifbare Entitäten sind, sollte klar gemacht haben, dass es weder unmöglich noch abstrus ist, PA-Berichte als Berichte über MoPs anderer Personen zu rekonstruieren, sondern im Gegenteil möglich und natürlich.

In jedem Falle ist es von Vorteil, eine Regel dafür zu haben, wie sich diese MoPs-als-A-Objekte zusammensetzen. Zalta (1989) führt dafür in Anlehnung an Kaplan den Begriff des *cognitive character* ein. Kaplans *character* ist eine Funktion, die von Kontexten („contexts“) zu Denotaten („content“) führt. Der *cognitive character* dagegen ist nicht für die Bestimmung der gewöhnlichen Denotate von Ausdrücken zuständig, sondern eben für deren kognitive Signifikanz in Form von subjektiven MoPs:

„The *cognitive character* function maps a proper name, relative to an individual *i* and a context *c*, to the abstract individual that serves as the cognitive significance of the name for *i* in *c*. It maps a property (relation) name, relative to *i* and *c*, to the abstract property (abstract relation) that serves as the cognitive significance of the name for *i* in *c*. Finally, it maps a

⁶⁵Clapp, L. (2000): *Beyond Sense and Reference: An Alternative Response to the Problem of Opacity*, in: Jaszcolt, K.M. (Hg.): *The Pragmatics of Propositional Attitude Reports*, Oxford, S.43-75, S.64. Eine ähnliche Stoßrichtung hat die die Anti-Fregeanische Argumentation in Richard (1990), S.60ff.

description of the form $(\iota y)\phi$, relative to \mathbf{i} and \mathbf{c} , to the abstract entity that encodes the property of being the unique ϕ .⁶⁶

Im Falle des Cicero-Beispiels könnte man mit Hilfe des *cognitive character* so argumentieren, dass Anne in zweierlei Kontexten \mathbf{c}_1 und \mathbf{c}_2 je mit dem Namen „Cicero“ und „Tullius“ konfrontiert wurde, und aus den dort zur Verfügung stehenden Informationen heraus je ein A-Objekt Cicero_{a,c1} und Tullius_{a,c2} konstruiert hat. Die faktische Koreferenz der beiden Namen ist Anne auf Grund der Unterschiedlichkeit der Kontexte und durch mangelnde Belehrung entgangen. So lässt sich ihr fehlerhaftes Zustimmungs- und Ablehnungs-Verhalten zu Fragen betreffs Cicero-Philosophen und Tullius-den-Staatsmann erklären, ohne dass man auf fehlende sprachliche oder logische Kompetenz plädieren müsste.

Die oftmals zwangsläufigen Schwankungen des *cognitive character* von Person zu Person, und damit ja auch der A-Propositionen in Einstellungskontexten, lassen die Frage aufkommen, ob dann zwei Glaubende überhaupt noch jemals *dasselbe* glauben können – der Glaubensinhalt soll ja über die Proposition gänzlich bestimmt sein, und diese gruppiert sich um A-Objekte. Zalta argumentiert hier, dass „gemeinsame“ Glaubensinhalte mittels Exemplifizierungs-Propositionen zu individuieren sind, nämlich durch diejenigen O-Propositionen, die die Wahrheitsbedingungen des Geglaubten angeben. Annes Glaube, wie er in (20) ausgedrückt wird, ist durch (20'PR-D) korrekt repräsentiert; davon zu unterscheiden ist, ob das von Anne Geglaubte *selbst* korrekt ist. Um das zu überprüfen, wird das Konzept des „true belief“ eingeführt:

„x truly believes that $\phi \equiv_{df} B(x, \phi) \wedge \phi^*$ “⁶⁷

(wobei ϕ^* das Resultat aus der Löschung von allen Unterstreichungen und Subskripten in ϕ ist)

⁶⁶Zalta, E.N. (1989): *Singular Propositions, Abstract Constituents, and Propositional Attitudes*, in: Almog, J. u.a. (Hg.): *Themes from Kaplan*, Oxford, S.455-478, S.468.

⁶⁷Zalta (1988), S.175.

Diese simple Methode, von der Repräsentation des Glaubensinhalts zur Repräsentation der Wahrheitsbedingungen zu gelangen, ist der Lohn für die geschickte Einarbeitung der MoPs in die Propositionen und für die Typengleichheit von (repräsentierenden) A-Objekten und (repräsentierten) O-Objekten – eine Tugend, die andere Ansätze wie der Montaguesche nicht für sich in Anspruch nehmen könne, wo ja die Repräsentationen bzw. Intensionen immer einen anderen Typ haben als die repräsentierten Objekte.

Wenn z.B. sowohl Anne als auch Paul glauben, dass Cicero ein Politiker ist, gilt (mit p für Paul und TB für die Relation *truly believes*):

$$(20TB) \quad TB(a, P(\underline{c}_a)) \leftrightarrow B(p, P(\underline{c}_a)) \wedge P(c)$$

$$(22TB) \quad TB(p, P(\underline{c}_p)) \leftrightarrow B(p, P(\underline{c}_p)) \wedge P(c)$$

Die „Gleichheit“ des Glaubens manifestiert sich in dem zweiten Konjunkt, $P(c)$, das in allen Fällen, in denen der Glaubensinhalt wahr ist, identisch ist. Die Ausdrücke in diesem nicht vom Glaubensoperator berührten Teil sind systematisch (kausal, kontextuell) an ihre Denotate gebunden und damit nicht den „Sinn“-Schwankungen ausgesetzt, die sich aus der Repräsentation mittels A-Objekten ergeben können.

Im Beispiel von Lois Lane und ihrem Verhalten zu Superman ging es darum, dass man aus der von Lois Lane geglaubten Proposition keine befriedigende Handlungserklärung ableiten konnte. Der kritische Satz war

(23) [=12] Lois Lane glaubt, dass Superman vor dem Büro steht.

Satz (23) kann man nach dem neuen Schema folgendermaßen symbolisieren (mit l für Lois Lane, S für die Eigenschaft, vor dem Büro zu stehen und s für Superman):

$$(23PR) \quad B(l, S(\underline{s}))$$

Diesmal kann man aus dem propositionalen Gehalt des eingebetteten Satzes durchaus ableiten, warum Lois Lane in der Gegenwart von Clark Kent einen

Freudenschrei ausstieß: Der Lois' Verhalten zugrunde liegender Glaube bezog sich auf das Individuum Superman, welches für sie ersichtlich nicht mit dem Individuum Clark Kent identisch sein muss. Die Wahrheitsbedingung für Lois Lanes Glaube ist, mittels der „true belief“-Relation ausgedrückt:

$$(23TB) \quad TB(l, S(\underline{s})) \leftrightarrow B(l, S(\underline{s})) \wedge S(s)$$

Das rechte Konjunkt „ $S(s)$ “ ist entscheidend. Ob man Lois Lanes Glaube für wahr oder falsch erachtet, hängt natürlich davon ab, wie die Superman-Geschichte gestrickt ist. Der Name „Superman“ ist in „ $S(s)$ “ außerhalb eines Glaubens-Operators und hat somit seine gewöhnliche Denotation. Unter der Voraussetzung, dass Superman anders als Lois Lane nur als fiktionaler Charakter in Buch und Film existiert, ist mit „ s “ ein typisches A-Objekt benannt. Clark Kent wäre dann ein bloßer Pseudo-Superman, ein Schauspieler. Das würde implizieren, dass die Formel „ $S(s)$ “ und somit Lois Lanes Glaube notwendig falsch sein wird, denn ein A-Objekt kann niemals die Eigenschaft exemplifizieren, vor Lois Lanes Büro zu stehen. Durch die vorgenommene Entzerrung von „belief“ und „true belief“ wäre es aber auch in dem Fall möglich und sinnvoll, Lois Lane einen sinnvollen Glaubensinhalt zuzuschreiben, da das Problem leerer Namen nicht auftritt („ \underline{s} “ bezeichnet nicht nichts). Wenn aber der heldenhafte Superman tatsächlich die zweite Identität von Clark Kent darstellt, sodass dieser ein Wandler zwischen den Welten ist, dann könnte Lois Lanes Glaube, wie er in (23) zugeschrieben wird, wahr sein.

Um die Geschichte noch ein wenig weiterzubringen, stelle man sich vor, ein Arbeitskollege von Lois Lane namens Mike beobachtet, wie Superman vor dem Büro auf Lois trifft und wie sie mit Entzücken reagiert. Mike, der Beobachter, weiß allerdings um Clark Kents zweite Existenz als Superman. Er fasst einen nüchternen Gedanken, den man ihm folgendermaßen zuschreiben könnte:

$$(24) \quad \text{Mike glaubt, dass Clark Kent vor dem Büro steht.}$$

Formalisiert wäre das (mit m für Mike und k für Clark Kent):

$$(24PR) \quad B(m, S(\underline{k}_m))$$

Die Frage ist nun, wie aus (23PR) und (24PR) zusammengenommen hervorgehen könnte, dass der Glaube von Lois Lane und Mike je „über“ dasselbe Individuum und dieselbe Tatsache ist, denn zumindest unter einer Perspektive ist das ja der Fall. Wie gesagt werden gemeinsame Glaubensinhalte über die Bedingung des „true belief“ ermittelt. Das ergäbe aber nicht die gewünschte Gemeinsamkeit, denn in Lois Lanes Fall würde (23TB) von oben gelten, in Mikes Fall dagegen (24TB)

$$(23TB) \quad TB(l, S(\underline{s})) \leftrightarrow B(l, S(\underline{s})) \wedge S(s)$$

$$(24TB) \quad TB(m, S(\underline{k}_m)) \leftrightarrow B(m, S(\underline{k}_m)) \wedge S(k)$$

Die zweiten Konjunkte, die die Gleichheit des Glaubensinhalts anzeigen sollten, sind verschieden. Man kann diesen Zustand aber reparieren, indem man Lois Lanes Glauben *de re* zuschreibt:

$$(23PR-R) \quad B(l, S(k)) \quad \text{de re}$$

Daraus ergibt sich

$$(23'TB) \quad TB(l, S(k)) \leftrightarrow S(k),$$

und die Gleichheit der Glaubensinhalte ist wiederhergestellt. Dieses Ergebnis ist wie gewünscht. Die Perspektive, unter der man Mike und Lois Lane denselben Glauben zuschreiben kann, ist genau die, unter der Lois Lanes Repräsentation von Clark Kent (nämlich der als Superman) vernachlässigt wird. In (23) ist zu beachten, dass in der Darstellung des „true belief“ auf der rechten Seite der Gleichung das erste Konjunkt entfallen kann, da die MoPs (A-Objekte) im *de re*-Modus eben nicht thematisiert werden und der zugeschriebene Glaube somit einzig von den „objektiven“ Tatsachen abhängt, wie sie der Zuschreiber versteht. Die *de re*-Repräsentation des Glaubens spiegelt bereits die Wahrheitsbedingungen, deshalb steht in der „true belief“-Bedingung links wie rechts des Äquivalenzzeichens dieselbe Proposition.

Die behandelten Beispiele sollten einen hinreichenden Einblick in den Umgang mit dem Ersetzungsproblem von Eigennamen in ILAO gegeben haben. Zalta selbst bespricht v.a. die Beispiele aus Kripke (1988), in denen einmal ein Franzose namens Pierre die scheinbar kontradiktorischen Sätze „Londres est jolie“ und „London is not pretty“ zugleich gutheißt, ein anderes Mal ein gewisser Peter in ähnlicher Manier die Sätze „Paderewski has musical talent“ und „Paderewski has no musical talent“ für wahr hält. Das Rätsel dieser Beispiele ist wiederum, wie man eine semantische Analyse liefern kann, die weder die Glaubensinhalte noch die Glaubenszuschreibungen widersprüchlich macht. Die Lösung gelingt auch in diesen Fällen unter Einsatz des *cognitive character*. In den verschiedenen epistemischen Situationen verbinden die Glaubenden unterschiedliche Eigenschaften mit den Namens-Tokenings von „London“/„Londres“ bzw. „Paderewski“, und daraus formen sie numerisch und qualitativ verschiedene A-Objekte als Namensträger, die man wie gehabt durch Indizierung kennzeichnen kann, sodass es z.B. in Peters Glaubenssystem einen Paderewski_{p,c1} (den für musikalisch gehaltenen Pianisten) und einen Paderewski_{p,c2} (den für unmusikalisch gehaltenen Premierminister) gibt. Es ist interessant, dass Kripke selbst der Auffassung ist, sein Rätsel befördere „an argument for a paradox about names in belief contexts that invokes *no* principle of substitutivity“⁶⁸. Tatsächlich geht es auch hier um Ersetzung, und zwar mit Homonymen. Die für Kripke entscheidende Frage ist „Glaubt Peter, dass Paderewski musikalisch ist, oder glaubt er es nicht?“ Eine stimmige Antwort auf diese Frage muss Gebrauch von Substitutionen machen, und zwar folgendermaßen: Die bejahende Antwort „Peter glaubt, dass Paderewski musikalisch ist“ ist korrekt, insoweit sich das Tokening von „Paderewski“ in der Äußerung auf das Homonym Paderewski_{p,c1} bezieht. Dann hat keine Substitution stattgefunden. Die verneinende Antwort „Peter glaubt nicht, dass Paderewski musikalisch ist“ ist korrekt, insoweit sich das Tokening von „Paderewski“ in der Äußerung auf das Homonym Paderewski_{p,c2} bezieht. Auch dann wurde nicht substituiert. Eine falsche Aussage erhält man dann, wenn man in der ersten Antwort Paderewski_{p,c1} durch Paderewski_{p,c2} ersetzt und umgekehrt. Auch hier ist also *de dicto*-Interpretation die Lösung, nur das Zustandekommen des Problems ist durch die hineingeratene Homonymie weniger leicht erkenntlich. An der Oberfläche wird man deshalb kaum darum herumkommen, Peters Eigennamen-Verwendung mit einem

⁶⁸Kripke (1988), S.117.

desambiguierendem Zusatz wie „Paderewski-der-Musiker“ (für $Paderewski_{p,c1}$) oder „Paderewski-der-Premierminister“ (für $Paderewski_{p,c2}$) zu versehen, um Peters referentielle Absicht zu markieren, sofern die Situation diese nicht ausreichend klärt. Die Zusätze „Pianist“ und „Premierminister“ sind dabei keine deskriptiven Bedingungen für Peters Glaubensinhalte, sondern „their role is simply to determine which of Peter’s labels „Paderewski“ shall be the linguistic counterpart of a particular name the ascriber uses“⁶⁹. Forbes (1990) weist darauf hin, dass solche Mittel referentieller Desambiguierung mit Rücksicht auf den Verstehenshintergrund des Rezipienten ein ganz alltägliches Phänomen darstellen.⁷⁰

Ein weiterer in Kripke (1988) aufgebrachter Satztyp betrifft multiple Subjekte. Ein einschlägiges Beispiel wäre

(25) Manche Menschen glauben nicht, dass Hesperus Phosphorus ist.

Wenn man akzeptiert, dass die MoPs eines Objekts von Person zu Person beliebig schwanken dürfen, stellt sich die Frage, wie dann Sätze wie (25) zu verstehen sind. Nach Freges Theorie der PAs sind in (25) die MoPs von Hesperus und Phosphorus Konstituenten der eingebetteten Proposition. Aber von *welchen* MoPs, so Kripkes berechtigte Frage, sprechen wir überhaupt, wenn wir erst einmal die unplausible Annahme aufgegeben haben, jeder Sprecher identifizierte die fraglichen Objekte mittels verbindlicher „Sinne“? Solange man auf diese Frage keine Antwort hat, wird man es schwer haben, den semantischen Gehalt von (25) korrekt zu repräsentieren. Und dennoch scheint der Satz sinnvoll aussagbar und wahrheitswertfähig. Betrachtet man die Formalisierung von (25) in ILAO, wird daraus schnell ersichtlich, wie Zalta auf Kripkes Herausforderung antwortet (mit M für die Eigenschaft, ein Mensch zu sein):

(25PR) $\exists x (M(x) \wedge B(x, \underline{h}_x \neq \underline{p}_x))$

⁶⁹Forbes (1990), S.562.

⁷⁰Forbes (1990), S.558f.

Die in (25PR) ausgedrückte Generalisierung überträgt sich hier reibungslos auf die logische Form, weil die MoPs eine Stelle für die Variable haben, über die quantifiziert wird. Da \underline{h}_x und \underline{p}_x als *de dicto*-Konstituenten ausgewiesen sind, können sie für ein gegebenes x beliebig viele Fehlinformationen enthalten. Es handelt sich hier schließlich nicht um Referenz-fixierende „Sinne“. Außerdem kann man mit dem „true belief“ illustrieren, inwiefern es hier um eine einzige Tatsache geht, wiewohl die MoPs unter Umständen divergieren. Setzt man z.B. für die Variable x die Individuenkonstanten i_1, i_2, i_3 ein (für drei Individuen, die nicht an die Identität von Hesperus und Phosphorus glauben), so erhält man aus (25PR):

$$(25PR-i_1) \quad M(i_1) \wedge B(i_1, \underline{h}_{i1} \neq \underline{p}_{i1})$$

$$(25PR-i_2) \quad M(i_2) \wedge B(i_2, \underline{h}_{i2} \neq \underline{p}_{i2})$$

$$(25PR-i_3) \quad M(i_3) \wedge B(i_3, \underline{h}_{i3} \neq \underline{p}_{i3})$$

(25PR- i_1) – (25PR- i_3) sind Instanzen, die die Zuschreibung (25) wahr machen. Die „true belief“-Bedingungen (25TB- i_1) – (25TB- i_3) sind offensichtlich nicht erfüllt, denn es gilt, bei $h = p$:

$$(25TB-i_1) \quad TB(i_1, \underline{h}_{i1} \neq \underline{p}_{i1}) \leftrightarrow B(i_1, \underline{h}_{i1} \neq \underline{p}_{i1}) \wedge h \neq p$$

$$(25TB-i_2) \quad TB(i_2, \underline{h}_{i2} \neq \underline{p}_{i2}) \leftrightarrow B(i_2, \underline{h}_{i2} \neq \underline{p}_{i2}) \wedge h \neq p$$

$$(25TB-i_3) \quad TB(i_3, \underline{h}_{i3} \neq \underline{p}_{i3}) \leftrightarrow B(i_3, \underline{h}_{i3} \neq \underline{p}_{i3}) \wedge h \neq p$$

Die identischen rechten Konjunkte lassen außerdem erkennen, dass der objektuelle Bezug auf die beiden Planeten, der zur Auswertung der Wahrheit oder Falschheit der berichteten Glaubensinhalte zu konsultieren ist, eine unifizierte semantische Deutung des eingebetteten Satzes in (25) sicherstellt. Deshalb ist es auch für generelle Aussagen wie (25) nicht schädlich, dass unter Umständen $\underline{h}_{i1} \neq \underline{h}_{i2} \neq \underline{h}_{i3} \neq \underline{h}_{\dots}$ und $\underline{p}_{i1} \neq \underline{p}_{i2} \neq \underline{p}_{i3} \neq \underline{p}_{\dots}$ gilt, oder dass es Menschen gibt, die die korrekte Einstellung zu der Tatsache haben, dass Hesperus die Eigenschaft $[\lambda y (y = p)]$ hat, für die also $\underline{h} = \underline{p}$ gilt.

Das Beispiel (25) macht noch einmal deutlich, dass Zalta die misslichen Konsequenzen der Fregeschen Eigennamen-Theorie nicht in Kauf nehmen muss, da

in ILAO MoPs nicht mehr normativ in Bezug auf die Referenz sprachlicher Ausdrücke sind. Stattdessen sind sie auf kognitiv effektive Instanzen reduziert. Als eigentliche semantische Konzepte, als „routes to singling out reference“, werden MoPs, anders als „Sinne“ bei Frege, nicht mehr gebraucht, und zwar deshalb nicht, weil in ILAO mit den Relationen bereits intrinsisch intensionale Entitäten zur Verfügung stehen.

Generalisierung

Die Methode der *de dicto*-Zuschreibung unter Zuhilfenahme des *cognitive character* lässt sich problemlos auf alle möglichen propositionalen Konstituenten übertragen.

Kennzeichnungen stehen Eigennamen in PAs insofern nahe, als auch sie in ILAO grundsätzlich starre Designatoren sind. Analog zu Eigennamen denotieren sie also immer genau das Individuum, das die jeweilige Beschreibung in *unserer* Welt (w_0) erfüllt. Daraus erhellt, dass unter Eigennamen und Beschreibungen prinzipiell dieselben Ersetzungsmöglichkeiten bestehen wie unter Eigennamen und Eigennamen. Zalta verwirft die Russellsche Analyse von Kennzeichnungen wie auch die der Eigennamen.⁷¹ Freilich wird nicht bestritten, dass der referenzsichernde Mechanismus hinter Kennzeichnungen von anderer Art ist als der hinter Eigennamen. Auch Zalta vertritt direkte Referenz für Eigennamen, die Referenten von Kennzeichnungen werden dagegen allein durch deren begrifflichen Gehalt ermittelt. Diese Feststellung hat aber auf die Analyse von PAs im *de dicto*-Modus keinen entscheidenden Einfluss, da sich aus den Referenten von Kennzeichnungen genauso wie aus den Referenten von Eigennamen A-Individuen als deren subjektiven MoPs bilden lassen, die die Erklärung wie an den Beispielen gezeigt in Gang setzen. Der Hauptunterschied ist, dass der *cognitive character* einer Kennzeichnung $(\iota x)\phi$ begrifflich explizit fixiert ist, weil allein von der propositionalen Eigenschaft abhängig, die ϕ ausdrückt. Deshalb sind Kennzeichnungen viel transparenter im Hinblick auf die A-Objekte, die der Glaubende damit assoziiert. Bei Kennzeichnungen ist die Nähe von Zaltas *cognitive character* zum Kaplanschen

⁷¹Für Zaltas elaborierte Theorie der Kennzeichnungen siehe Zalta (1988), S.78ff.

character (als objektiver Funktion von Kontext zu Gehalt) am größten, nur dass in ILAO Enkodierungen statt Extensionen im Spiel sind. Die mit Eigennamen verbundenen A-Objekte sind dagegen sehr viel mehr an variable Kontexte des Aufgreifens und Vermehrens von (enzyklopädischer) Information durch einzelne Personen angeschlossen. Dies verbietet einen intersubjektiv konstanten *character* für Eigennamen, sofern dieser *character* als kognitive Signifikanz angesprochen wird, der die Arbeit von MoPs verrichten können soll.⁷² Für Eigennamen gilt lediglich, dass eine Person, die einen Namen in referentieller Absicht verwendet, damit *irgendeine* kognitive Signifikanz verbinden muss, sei sie noch so mager. Dies ist schon Voraussetzung genug, um daraus ein A-Objekt zu formieren, von dem etwas prädiziert werden kann, und das somit als Konstituens einer A-Proposition fungieren kann.

Die Methode, A-Objekte als Repräsentationen von O-Denotaten fungieren zu lassen, kann darüber hinaus auch bei Prädikaten von Nutzen sein. Wenn beispielsweise Paul den Satz „Die Sprache *L* ist repräsentierbar“ äußert, aber nicht glaubt, dass (gemäß dem Axiom für Gleichheit von Eigenschaften) gilt: $[\lambda y(\text{repräsentierbar}(y))] = [\lambda y(\text{regulär}(y))]$, dann ist es nicht erlaubt, Pauls Aussage als „Paul glaubt, dass die Sprache *L* regulär ist“ wiederzugeben, denn es gilt: $[\lambda y(\text{repräsentierbar}(y))_p] \neq [\lambda y(\text{regulär}(y))_p]$. Die letzteren beiden Eigenschaften sind aus $\mathbf{A}_{\langle i \rangle}$, die ersteren beiden aus $\mathbf{D}_{\langle i \rangle}$. Die Typengleichheit erlaubt wiederum den Einsatz der A-Eigenschaften als integrale Repräsentationen propositionaler Objekte.⁷³

5. Indexikale

Im vorigen Abschnitt war die Rede davon, dass die kognitive Signifikanz von Eigennamen in der Regel sehr viel variabler ist als die von Kennzeichnungen. In diesem Abschnitt wird mit den Indexikalen eine Klasse von Ausdrücken besprochen,

⁷²Kaplan identifiziert *character* und kognitive Signifikanz: „[A] character may be likened to a manner of presentation of a content. This suggests that we identify objects of thought with contents and the cognitive significance of such objects with characters.“ (Kaplan 1989a, S.530)

⁷³In Zalta (1983, S.133-145) werden speziell nicht-direkt referentielle Ausdrucks-Typen behandelt: definite Beschreibungen, Prädikate und Adverbiale.

deren Signifikanz noch weitaus stärker kontextuell veränderlich ist. Dennoch ist ILAO so eingerichtet, dass dieser Umstand keine substantiellen Änderungen erforderlich macht, sondern im Gegenteil einfach zu integrieren ist. Die A-Objekte als MoPs können bleiben, wie sie sind; einzig was in sie eingeht ändert sich. Einige Bemerkungen über die Besonderheiten von indexikalischen Ausdrücken sind dennoch vorweg angebracht.

Der Unterschied in der Grammatik von Eigennamen und Indexikalen ist der, dass der Output des *character* von Namen konstant ist, d.h. in jedem beliebigen Kontext denselben Gehalt spezifiziert. Indexikalische Ausdrücke dagegen beziehen ihren Gehalt immer nur relativ zu Äußerungskontexten. Das stellt Ansprüche an die Adressaten von Äußerungen mit Indexikalen, da deren Perspektive auf den Gehalt des Gesagten in der Regel nicht mit der des Sprechers identisch ist. Bei der Verwendung von Eigennamen genügt es, als Rezipient das Zitattilgungsprinzip anzuwenden. „Max ist müde“, von A geäußert, kann von B *de dicto* einfach als „A glaubt, dass Max müde ist“ wiedergegeben werden, also unter voller Beibehaltung des ursprünglich verwendeten lexikalischen Materials. Der Bericht ist wahr, und er kann informativ für einen Adressaten C sein, ohne dass B selbst wissen muss, wer mit „Max“ überhaupt gemeint ist. Man könnte vereinfachend sagen, der Berichtende kann sich selbst aus der übermittelten Information „heraushalten“, daher auch der Term „Zitattilgung“. Wenn im Gegensatz dazu A den Satz „Ich bin müde“ äußert, kann eine andere Person B den Gehalt dieses Satzes nicht durch Zitattilgung an C übermitteln, denn dann würde B etwas über sich selbst statt über A aussagen, und das wäre freilich etwas ganz anderes. Um Aussagen in der ersten Person an einen Dritten weiterzugeben, bedarf es der Ersetzung des Personalpronomens durch einen anderen singulären Term, der den ursprünglichen Sprecher in geeigneter Weise herausgreift. Dazu muss der Berichtende die ursprünglich verwendeten Indexikale zuerst an seine eigene Perspektive und im Bedarfsfall noch einmal an die seines Adressaten anpassen. Die interpersonale Anpassung von Indexikalen ist weitgehend (im Falle der „pure indexicals“ sogar ganz) Sache der Grammatik. Das Wissen um den Gehalt (*content*) eines indexikalischen Ausdrucks-Tokens, z.B. „ich“, kommt mit dem Wissen um seine Gebrauchsregel (*character*), z.B. „die Person, die jeweils gerade spricht“. Das Beherrschen dieser Regeln ist eine Hürde im Spracherwerb, wie man an Kindern sehen kann, die anfangs „du“ als Pronomen der ersten Person verwenden.

Im Gegensatz dazu ist es eine Frage der allgemeinen kognitiven Kompetenz, Eigennamen mit Rücksicht auf die Perspektive bzw. den Wissensstand des Adressaten zu gebrauchen. Kinder mit voller sprachlicher Kompetenz reden zuweilen mit bloßen Eigennamen über Personen, die dem Angesprochenen nicht bekannt sind, ohne dabei die Identität der Referenten zu erläutern. Solche Aussagen sind dann für den Angesprochenen nicht sehr informativ, aber nicht aus Gründen mangelnder Grammatikalität.

Indexikale sind ein zentraler Bestandteil der alltäglichen sprachlichen Praxis und bereiten kompetenten Sprechern keine Probleme. Die Schwierigkeit besteht eher darin, den erwähnten Perspektivenwechsel im Gefolge von indexikalischen Tokenings in ein Schema zu bringen.

In gewohnter Manier werden einige Beispiele gegeben, um den Sachverhalt zu illustrieren. Ein Fall, in dem ein Indexikal innerhalb einer PA vorkommt, wäre konstruierbar aus

(26) (Mike:) You are in danger.

Wie immer vom Gesagten aufs Gegläubte schließend, können in leichter Variation von Zaltas Schreibung folgende Mikes Aussage zugrunde liegenden Propositionen angegeben werden (mit m für Mike, $ind_{<you>c}$ für die im ursprünglichen Äußerungskontext c angesprochene Person, und D für die Eigenschaft, sich in Gefahr zu befinden):

(26PR-R) $B(m, D(ind_{<you>c}))$ de re

(26PR-D) $B(m, D(\underline{ind}_{<you>m,c}))$ de dicto

Auch in der Interpretation von (26) können die *de re* und die *de dicto*-Variante unter Umständen auseinanderfallen. Mike könnte z.B. (26) am Telefon äußern, um seinem Bekannten Ralph mitzuteilen, dass er (Ralph) in Gefahr ist, verwählt sich aber und ist tatsächlich mit einer ganz anderen Person namens Mr. X verbunden, ohne es zu bemerken. Dann ist die Aussage *de re* über Mr. X, *de dicto* aber immer noch über Ralph. Das liegt daran, dass für die *de dicto*-Version der *cognitive character*

entscheidend ist, der mit Mikes Äußerungs-Token von „you“ verbunden ist (dessen Gehalt ist Ralph_m), dass der Kaplansche *character* dagegen als Output die im Kontext angesprochene Person hat, wer auch immer das in c sei, also immer die Person am anderen Ende der Leitung.

Die Angabe der Wahrheitsbedingungen für (26) folgt dem bekannten Muster:

$$(26TB) \quad TB(m, D(\underline{ind}_{\langle you \rangle m, c})) \leftrightarrow B(m, D(\underline{ind}_{\langle you \rangle m, c})) \wedge D(\underline{ind}_{\langle you \rangle})$$

Mikes Glaube ist also genau dann wahr, wenn der in c mit „you“ Angesprochene in Gefahr ist.

Nach wie vor sollte gelten, dass die Ersetzung durch koextensionale Ausdrücke in der *de re*-Lesart unbeschränkt erlaubt ist, in der *de dicto*-Lesart nicht. Solange Interesse besteht, Mikes Reden und Handeln verständlich zu machen, und solange sich Mike seiner Fehladresse nicht bewusst ist, sind *de dicto*-Berichte angezeigt. Überlegt man weiter, wie die Repräsentationen (26PR-R) und (26PR-D) in natürlicher Sprache wiederzugeben sind, stößt man auf neue Schwierigkeiten. Die erwähnte Kontextgebundenheit des Indexikals beschränkt hier die Möglichkeit der Zitattilgung auf den speziellen Fall, in dem der Angesprochene Ralph ist. Nur dann wäre der Kontext des Berichts soweit mit dem der ursprünglichen Äußerung identisch, dass Zitattilgung eine Option wäre. Bei den Eigennamen war der Kontext des Berichtens irrelevant; Indexikale bringen an dieser Stelle eine zusätzliche Komplizierung mit sich. Bei Zalta wird dieser Punkt nicht berührt, einfach weil die Anpassung der sprachlichen Ausdrücke an den Zuschreibungskontext immer schon als geglückt vorausgesetzt wird. Deshalb kann auch in (26PR-R) und (26PR-D) das $\underline{ind}_{\langle you \rangle}$ als Repräsentation des einschlägigen propositionalen Elements stehen bleiben, ohne dass die Versprachlichung des Berichts ein Token von *you* involvieren müsste. Das *berichtete* Tokening hat hier also Vorrang vor dem *berichtenden*. Wenn zum Beispiel Ralph Mikes Zuschreibung über ihn berichten will, ist die Form von (26PR-D) „Mike believes that *I* am in danger“, für ein Gespräch unter nicht Beteiligten z.B. „Mike believes that *he* / that *Ralph* is in danger“. Man sieht zugleich, dass auch in diesen Fällen, die ja definitionsgemäß *de dicto* sind (weil sie Mikes intendierten Adressaten Ralph involvieren, und nicht Mr. X), Substitution nicht nur

optional ist, sondern obligatorisch werden kann, wiewohl Substitution bislang eher ein Merkmal von *de re*- als von *de dicto*-Diskurs war.

Man darf nun allerdings diese letztgenannte Art von Substitution nicht mit der Substitution durcheinanderbringen, von der weiter oben durchweg die Rede war. Die Ersetzungen, die in den Beispielen mit Eigennamen zu Problemen geführt haben, waren ja solche, die Übergänge zu MoPs einer *res* implizierten, die der Glaubende selbst nicht überblickt, also nicht sanktionieren würde (beispielsweise „Clark Kent“ als Äquivalenz für „Superman“). Die Substitutionen, die im Zusammenhang mit dem Gebrauch von Indexikalen notwendig werden, werden im Gegenteil mit dem Ziel vorgenommen, die doxastische Perspektive des Glaubenden zu *erhalten*. Es sei noch einmal auf das Superman-Beispiel verwiesen: Lois Lane würde dem Bericht „Lois Lane glaubt, dass *Clark Kent* fliegen kann“ als Wiedergabe ihrer eigenen Äußerung „Ich glaube, dass *Superman* fliegen kann“ unter keinen Umständen zustimmen, sehr wohl aber z.B. der Aussage „Lois Lane glaubt, dass *ich* fliegen kann“, geäußert von Superman. Supermans Aussage über sich selbst hat, wenn auch oberflächlich verschieden, dieselben logischen und kontextuellen Implikationen wie Lois Lanes. Aus dem Grund scheint es nicht sinnvoll, diesen letzteren, der Grammatik geschuldeten Ersetzungs-Typ unter die Kategorie „*de re*-Substitution“ zu subsumieren. Da das Interesse dieser Arbeit nach wie vor hauptsächlich den Substitutionsproblemen gilt, die aus (vermeintlichen oder tatsächlichen) Unterschieden im propositionalen *content* resultieren, werden Fragen der Anpassung des grammatischen *character* im Folgenden nicht mehr näher erörtert.

Natürlich kann eine PA auch ein pronominales Indexikal der dritten Person enthalten:

(27) (Mike:) He is in danger.

Die damit verbundenen Glaubenseinstellungen können sein:

(27PR-R) $B(m, D(ind_{\langle he \rangle c}))$ de re

(27PR-D) $B(m, D(\underline{ind}_{\langle he \rangle m,c}))$ de dicto

Auch hier kann es notwendig werden, zwischen *de re*- und *de dicto*-Zuschreibung zu unterscheiden. Mike kann während seiner Äußerung von (27) auf eine herumliegende Fotografie deuten, auf der er Ralph zu erkennen glaubt, auf der aber stattdessen jemand anderes abgelichtet ist (der Ralph sehr ähnlich sieht). Dann wäre erneut das A-Objekt $ind_{\langle he \rangle}$, das aus dem *cognitive character* relativ zu Mike und dem Äußerungs- und Zeigekontext *c* resultiert, gleich $Ralph_m$ und der intendierte Referent somit Ralph, das O-Objekt $ind_{\langle he \rangle c}$ hingegen wäre dem gewöhnlichen *character* gemäß die Person auf dem Bild.

Ein vielbeachtetes Beispiel, an dem sich das vorgestellte Modell noch einmal bewähren kann, ist Mark Richards (1988)⁷⁴ „ultimate doxastic puzzle case“⁷⁵. Es geht um einen Mann (A) der am Telefon zu einer Frau (B) in einer nahegelegenen Telefonzelle spricht. A steht beim Telefonieren so an einem Fenster seiner Wohnung, dass er B in der Zelle gut sehen kann, er ist sich jedoch nicht der Tatsache bewusst, dass die Frau, die er sieht, identisch mit der Frau ist, zu der er durchs Telefon spricht. Als A sieht, dass die Frau in der Telefonzelle durch eine außer Kontrolle geratene Dampfwalze bedroht ist, äußert er den Satz

(28) (A:) I believe that she is in danger.

Da A aber ein Anhaltspunkt dafür fehlt, dass es sich bei der Person, auf die er sich in (28) mit „she“ bezieht, zugleich um die Frau handelt, mit der er telefonisch verbunden ist, hat er keinen Anlass, den Satz

(29) (A:) I believe that you are in danger.

ins Gerät zu sprechen, noch würde er dem so verstandenen Satz zustimmen. Die Schwierigkeit, die sich daraus ergibt, ist, dass (28) und (29) ein und dieselbe Proposition ausdrücken, dass aber A (28) zustimmt und (29) ablehnt. Die beiden Äußerungen unterscheiden sich einzig an der Stelle des Subjekt-Indexikals im eingebetteten Satz. Wenn also ein Bedeutungsunterschied zu finden sein sollte,

⁷⁴Richard, M. (1988): *Direct Reference and Ascriptions of Belief*, in: Salmon, N. / Soames, S. (Hg.): *Propositions and Attitudes*, Oxford, S.169-196.

⁷⁵Crimmins/Perry (1989), S.695.

müsste man an dieser Stelle ansetzen. Allerdings sind Indexikale direkt referentiell, und da das „she“ in (28) und das „you“ in (29) auf dieselbe Person referieren, ist auch an dieser Stelle nichts zu holen. Das bedeutet, in (32) und (33) sind dieselben Glaubensinhalte gegeben, beidemale relativ zu demselben Glaubenden, und dennoch alterniert dessen Zustimmungsverhalten – eine tatsächlich paradox anmutende Situation. Richard verschärft das Paradox noch durch die Zusatzannahme, dass B von der Telefonzelle aus den A an seinem Wohnungsfenster stehen sieht, wie er ihr alarmierende Zeichen macht. B erkennt nicht, dass es ihr Bekannter A ist, der da winkt, und spricht folgenden Satz ins Telefon:

(30) (B:) The man watching me believes that I am in danger.

A vernimmt das und erwidert echoartig, und auch er ohne zu wissen, dass die Kennzeichnung auf ihn selbst referiert:

(31) (A:) The man watching you believes that you are in danger.

Die Glaubensinhalte von (29) und (31) stimmen jetzt sogar wörtlich überein, und dennoch wird A nach wie vor einem der beiden Sätze, nämlich (31), zustimmen, den anderen, (29), dagegen ablehnen. Richard selbst leitet daraus die Berechtigung ab, zur Lösung des Paradoxes wiederum das Sprecherurteil zu beugen: A glaubt tatsächlich (29), er weiß es nur nicht. Da A (28) und (31) für wahr hält, *muss* er auch (29) für wahr halten. So manövriert sich auch Richard in die Implikatur-Erklärungsstrategie,⁷⁶ deren Unzulänglichkeiten bereits diskutiert wurden. Eine (besonders für A) versöhnlichere Lösung bietet der *cognitive character*, auf inzwischen vertrautem Wege: Die propositionale *de dicto*-Repräsentationen für die Zuschreibungen der Sätze (28), (29) und (31) sind (mit $(\iota x)\chi$ für den Mann, der B in Kontext *c* beobachtet und *D* für die Eigenschaft, in Gefahr zu sein):

(28PR-D) $B(a, D(\underline{ind}_{\langle she \rangle a, c}))$

(29PR-D) $B(a, D(\underline{ind}_{\langle you \rangle a, c}))$

(31PR-D) $B((\iota x)\chi, D(\underline{ind}_{\langle you \rangle a, c}))$

⁷⁶s. Richard (1988), S.190-192.

Wieder ist zu konstatieren, dass die kognitive Signifikanzen, die A mit den Ausdrücken „she“ und „you“ verbindet, deutlich verschieden sind. Das A-Objekt $ind_{\langle she \rangle a,c}$ enkodiert in **c** Eigenschaften, die sich aus A's visueller Wahrnehmung heraus bestimmen; dazu gehört die Eigenschaft, sich in Gefahr zu befinden. Das A-Objekt $ind_{\langle you \rangle a,c}$ hingegen enkodiert ganz andere Eigenschaften, darunter alles, was der Sprecher über die Person B weiß – so auch die Eigenschaft, mit B fernmündlich verbunden zu sein. Nichts in der Welt oder der Sprache erzwingt es, dass $[\lambda y (y = ind_{\langle you \rangle a,c})]$ zu den Enkodierungen von $ind_{\langle she \rangle a,c}$ gehört, oder umgekehrt, dass $[\lambda y (y = ind_{\langle she \rangle a,c})]$ zu den Enkodierungen von $ind_{\langle you \rangle a,c}$ gehört. Schwieriger ist die Explikation des Unterschieds im Sprecherurteil zwischen (29) und (31). Hier ist in der Tat auch nach A's eigenem Bekunden der Glaubensinhalt identisch. Man möchte spontan argumentieren, dass auch diesmal der *cognitive character* die Lösung bereitstellt, denn schließlich gilt in der Situation wie beschrieben: $ind_{\langle I \rangle a,c} \neq (ix)\chi_a$. Deshalb A's Ablehnung von (29) bei gleichzeitiger Zustimmung zu (31). Nun sind jedoch die genannten $ind_{\langle I \rangle c}$ und $(ix)\chi$ jeweils die Subjekte der PAs, und als solche sollten sie von dem intensionalen Operator gar nicht berührt sein. Woher dann der *cognitive character*? – Eine interessante Bemerkung in diesem Zusammenhang findet sich bei Jacob (1997), der den Fall so analysiert:

„By uttering [(31)], in the story, A is merely echoing B's utterance of [(30)]. He seems to be expressing his higher-order belief that some unidentified man has a belief about B that she is in danger.“⁷⁷

Wenn man das Urteil akzeptiert, dass A hier einem „higher-order belief“ Ausdruck verleiht, ist es gar nicht mehr abwegig, erneut den *cognitive character* heranzuziehen. Denn dann wäre ja implizit der gesuchte Glaubens-Operator „A believes that...“ vorhanden, der A's inkompatible MoPs von $ind_{\langle I \rangle c}$ und $(ix)\chi$ generieren kann. Im nächsten Abschnitt wird das Problem noch einmal genauer zur Sprache kommen.

Wesentliche Indexikale

Eine Gruppe von indexikalischen Ausdrücken, die sich seit den Arbeiten von Castañeda und Perry besonderer Aufmerksamkeit erfreuen, sind die so genannten „wesentlichen Indexikale“ („essential indexicals“). Ein Indexikal kommt in einer Äußerung wesentlich vor, wenn es in keinem Fall durch einen anderen nicht-indexikalischen Ausdruck so ersetzt werden kann, dass die ganze Äußerung bedeutungsgleich bleibt. Man könnte spekulieren, dass das „I“ in (29) wesentlich ist, da es sich offensichtlich nicht ohne weiteres durch die koreferente Kennzeichnung „the man watching you“ ersetzen lässt. In Perrys (1977) berühmtem Beispiel werden die zwei folgenden Sätze verglichen:⁷⁸

- (32) (Rudolf Lingens:) I believe that I am lost in the Stanford Library
 (33) (Rudolf Lingens:) I believe that Rudolf Lingens is lost in the Stanford Library.

Da Lingens unter einer schweren Amnesie leidet, weiß er nicht, dass er selbst Rudolf Lingens ist (er verwechselt sich selbst mit Hume). Unter diesen Voraussetzungen ist die Ersetzung von „I“ in (32) durch den koreferenten Term „Rudolf Lingens“ wie in (33) nicht erlaubt, da sich der Wahrheitswert ändern würde. Lingens würde (32) zustimmen, (33) nicht. Scheinbar darf das Indexikal in (32) durch überhaupt keinen koreferenten Term ersetzt werden; es kommt also in (32) wesentlich vor. Der Vorteil, den ILAO an dieser Stelle bietet, ist, dass man ohne Umschweife auf das etablierte Konzept des *cognitive character* zurückgreifen kann, um zu einer adäquaten Explikation dieser Art von „Wesentlichkeit“ zu gelangen. Da Lingens ein kognitives Defizit in Bezug auf seine eigene Identität hat, wählen wir erneut die vorsichtigeren *de dicto*-Interpretation und erhalten in der metatextuellen Formalisierung (mit *I* für Rudolf Lingens und *L* für die Eigenschaft, sich in der Stanford Library verirrt zu haben):

⁷⁷Jacob, P. (1997): *Frege's Puzzle and Belief Reports*, in: Künne, W. u.a. (Hg.): *Direct Reference, Indexicality, and Propositional Attitudes*, Stanford, S.215-246, S.232.

⁷⁸s. Perry, J. (1977): *Frege on Demonstratives*, in: *The Philosophical Review* 86, S.474-497, S.492f.

(32PR-D) $B(l, L(\underline{ind}_{\langle I \rangle l, c}))$

(33PR-D) $B(l, L(\underline{l}_l))$

Außerdem folgt aus Lingens' Krankheitsbild:

(34) $\underline{ind}_{\langle I \rangle l} \neq \underline{l}_l$

sodass die Glaubensinhalte in (32) und (33) offensichtlich verschieden sind, woraus sich das Scheitern der Ersetzbarkeit erklären lässt. Es ist klar, dass Indexikale, wesentlich oder nicht, und *cognitive character* unmittelbar aufeinander bezogen sind: Indexikale sind ja gerade die Ausdrücke, deren Gehalt in einer Situation von der kognitiven Perspektive eines Sprecher-Subjekts abhängt. Da der *cognitive character* eine Größe ist, die bisher nur in PAs zum Einsatz gekommen ist, wäre es reizvoll, nachweisen zu können, dass wesentliche Indexikale spezifisch für PA-Konstruktionen sind, sodass sich das Phänomen insgesamt mittels *cognitive character* auflösen ließe. Diese Annahme kann man von zwei Seiten her auf die Probe stellen: Beispiele für wesentliche Indexikale finden, in denen kein *cognitive character* involviert ist; oder aber Beispiele finden, in denen der *cognitive character* zweier Terme, mindestens einer davon ein Indexikal, identisch ist, das Problem der wesentlichen Indexikale aber dennoch auftritt. Zunächst zu letzterem Fall: Es lässt sich leicht ein Beispiel finden, das dem Lingens-Beispiel ähnelt, nur dass der Mensch in der Bibliothek sich über seine Persönlichkeit vollständig im Klaren ist. Nennen wir diesen Mann Smith. Die Entsprechungen zu den Repräsentationen (32PR-D) und (33PR-D) wären dann (mit *s* für Smith):

(35PR-D) $B(s, L(\underline{ind}_{\langle I \rangle s, c}))$

(36PR-D) $B(s, L(\underline{s}_s))$

Der entscheidende Punkt ist dann, dass im Unterschied zu (34) diesmal gelten soll:

(37) $\underline{ind}_{\langle I \rangle s, c} = \underline{s}_s$

Damit wäre der *cognitive character* also identisch, und die Einsetzung von s_s in (35PR-D) erlaubt. Das ergäbe dann wiederum (36PR-D). Die Versprachlichung von (36PR-D) ist

(36) Smith believes that Smith is lost in the Stanford Library.

Wenn die Behauptung stimmt, dass sich wesentliche Indexikale auf Unterschiede im *cognitive character* zurückführen lassen, müsste (36) die Lesart zulassen, wonach Smith von sich selbst glaubt, sich in der Bibliothek verlaufen zu haben. Diese Lesart ist erhältlich. Das Ungewohnte in der Formulierung von (36) besteht darin, dass das zweite Vorkommen von „Smith“ ein durch die erste Nennung bereits salientes Element mit einem Eigennamen aufgreift, also einem Mittel, das in der Regel selbst erst Saliens herstellt. Es sind allein pragmatische, keine strukturellen Gründe, die das Pronomen „er“ als die „bessere“ Form ausweisen: Pronomina haben die pragmatische Funktion, auf ein zugängliches (Kon-)Textelement zu verweisen, und Smith *ist* durch die satzinitiale Erwähnung in (36) bereits zugänglich. Das PA-interne Token von „Smith“, als Eigenname ein Saliens-Marker, ist deshalb pragmatisch ungewöhnlich.⁷⁹ Nun mag es widersprüchlich erscheinen, erst pragmatische Erklärungen abzulehnen (s.o. die Implikatur-Theorie der PAs), um sie dann an anderer Stelle selbst zu befürworten. Allerdings ist zu beachten, dass die Erklärung, die soeben für die Devianz von (36) gegeben wurde, anders als die Implikatur-Theorie der PAs durchaus *nicht* den Primat des kompetenten Sprecherurteils angreift. Denn Smith würde ja auf (36) durchaus zustimmend reagieren, wenn er in der beschriebenen Situation wäre. Es gäbe - anders als für Lingens - keinen Grund für Smith, (36) zu verneinen (außer wenn er entsprechend linguistisch indoktriniert ist). Es sind sogar leicht Umstände vorstellbar, in denen (36) eine auch pragmatisch gesehene glückliche Formulierung wäre, etwa wenn es als einzig richtige Antwort auf die Frage „Who believes that Smith is lost in the Stanford Library?“ fungieren würde. Dies zusammengenommen ist Evidenz dafür, dass bei gesicherter Gleichheit des *cognitive character* in Einstellungskontexten so genannte wesentliche Indexikale unwesentlich, also für Substitutionen verfügbar werden.

⁷⁹Diese Bemerkungen fußen auf einer pragmatischen Theorie der Zugänglichkeitsmarkierung von Diskurselementen, wie sie beispielsweise in der von Mira Ariel entwickelten „Accessibility Marking Scale“ dargelegt ist, s. Ariel, M. (1994): *Interpreting Anaphoric Expressions: A Cognitive versus a Pragmatic Approach*, in: *Journal of Linguistics* **30**, S.3-42, S.30.

Die zweite Möglichkeit, wesentliche Indexikale als unabhängig vom *cognitive character* zu erweisen, wären Kontexte, in denen Indexikale wesentlich vorkommen, ohne dass überhaupt PAs (und damit MoPs) involviert sind. Es liegt nahe, dafür einfach eine Konstruktion wie in (36) heranzuziehen und das Einstellungsverb durch ein anderes, nicht zu dieser Kategorie gehöriges Verb zu ersetzen, also z.B.:

(38) It is a fact about Lings that he is lost in the Stanford Library.

Da es sich um keinen PA-Kontext handelt, sollte die koreferentielle Ersetzung möglich sein, also:

(39) It is a fact about Lings that Lings is lost in the Stanford Library.

Auch diese Ersetzung ist im Sinne des obigen Arguments unproblematisch, weil notwendig wahrheitswerterhaltend. Dies gilt ungeachtet von Lings' psychischem Zustand. Doch leider geht die Rechnung so glatt nicht auf; man muss nicht lange suchen, um auf gegenteilige Evidenz zu stoßen. Schon in Richards Beispiel mit dem Telefongespräch trat ja der Fall auf, dass ein Term außerhalb eines Glaubensoperators nicht durch einen indexikalischen mit gleicher Extension ersetzt werden darf: „*The man watching you believes that you are in danger*“ durfte nicht in „*I believe that you are in danger*“ umgeformt werden. In v. Stechow (1982) wird außerdem folgendes Beispiel besprochen:

(40) (Max Cresswell:) I am Max Cresswell.⁸⁰,

wobei das Indexikal „I“ unter dem Verdacht steht, wesentlich zu sein. Wenn (40) eine wahre Äußerung darstellen soll, kommt für die Substitution des Indexikals der Eigenname „Max Cresswell“ in Frage. Daraus ergibt sich

(41) (Max Cresswell:) Max Cresswell is Max Cresswell.

⁸⁰v. Stechow, A. (1982): *Structured Propositions*, Konstanz, S.13.

Zwar ist eine Änderung des Wahrheitswerts beim Übergang von (40) zu (41) allemal ausgeschlossen. Dennoch ist (40) in einer Weise „folgenreich“ (um es mit Frege zu sagen), wie es (41) nicht ist. Man gerät hier erneut in schwierige Fragen zur Informativität von Identitätsbehauptungen hinein. Bei v. Stechow⁸¹ wird eine Lösung angeboten, wonach wesentliche Indexikale als Indikatoren für Selbstzuschreibungen von Eigenschaften zu verstehen sind. Nun wäre es zweifellos vorteilhafter, wenn man auch bei solchen Selbstzuschreibungen die Oberflächengrammatik beim Wort nehmen könnte, sprich: wenn man propositionale Einstellungen durchweg als Einstellungen zu Propositionen analysieren könnte. Es soll das mögliche Vorgehen im Rahmen des hier vertretenen Modells kurz angedeutet werden.

Es gibt drei Indexikale, die die Eigenschaft aufweisen, auch außerhalb von PAs nicht beliebig mit koreferentiellen Termen ersetzbar zu sein: „ich“, „hier“ und „jetzt“ (sowie evtl. ein Index für die Welt w_0). Diese Ausdrücke sind zugleich die Parameter der von Perry so genannten „self-locating beliefs“.⁸² Der Terminus lässt daran denken, dass womöglich auch ein Satz wie (40) zum Sprechen über einen Glauben dient, obwohl die Einbettung in eine PA-Konstruktion fehlt. Es gäbe dann zwei Möglichkeiten, mit Sätzen wie (40) umzugehen: Entweder man unterstellt ihnen generell eine implizite PA-Einbettung (mit „*I believe that*“ als kovertem Operator), womit der *cognitive character* par force auf PAs beschränkt bleibt. Die andere Möglichkeit wäre, das Konzept *cognitive character* auf Kontexte außerhalb von PAs auszuweiten, sodass insbesondere in Identitätsbehauptungen wie (40) die Referenz der Terme auf ihren *cognitive character* statt auf ihre gewöhnliche Denotation abzielen würde.⁸³ Der Übergang von (40) auf (41) wäre dann formal sauber, die Informativität von (40) würde auf die damit kommunizierte Substitutionslizenz der *cognitive characters* abgestellt, die aus (40) resultieren. Für eine Person A, die Max Cresswell nicht kennt oder nicht wiedererkennt, kann es ja ein wertvolles Stück Erkenntnis sein, dass die Person, die im Kontext von (40) mit „I“ auf sich verweist,

⁸¹v. Stechow (1982), S.22ff.

⁸²Perry (1977), S.492.

⁸³Taschek (1992) legt beispielsweise Frege dahingehend aus, dass das „cognitive potential“, das Identitätsaussagen beinhalten, Teil der „logical properties of the contents of our sentences“ sein muss, s. Taschek, W.W. (1992): *Frege's Puzzle, Sense, and Information Content*, in: *Mind* **101**, S.767-791, S.788. Dagegen vertritt z.B. McKay (1981) eine pragmatische Theorie bezüglich der Informativität von gewöhnlichen Identitätsaussagen, auch mit Eigennamen, s. McKay, T. (1981): *On Proper Names in Belief Ascriptions*, in: *Philosophical Studies* **39**, S.287-303, S.294f.

Max Cresswell ist. Für diese Möglichkeit, wesentliche Indexikale außerhalb von PAs zu behandeln, spräche einiges, vor allem wenn man die charakteristische Aufgabe von indexikalischen Ausdrücken bedenkt, Personen in ihrem subjektiven Denk- und Handlungsraum zu verorten. Da Sätze wie (40) nicht Thema dieser Untersuchung sind, soll es bei der Andeutung der möglichen Lösungswege bleiben.

„Dies“

Demonstrative Bezugnahme mit Hilfe von „dies(es x)“ ist ein weiterer Fall von kontextgebundener Referenz. Auch „dies“ sondert einen Referenten relativ zu der raumzeitlichen Perspektive des Sprechers aus, idealerweise unter Verwendung einer Zeigegeste. Da das bloße Zeigen auf etwas noch nicht präzise genug ist, um den Adressaten unter den in Frage kommenden Referenten eine eindeutige Auswahl zu ermöglichen, verbinden sich Demonstrativpronomen anders als Personalpronomen mit einem variablen Sortal, das das intendierte Objekt der Bezugnahme klärt: „dieses Haus“, „das Buch dort“. Wenn der Kontext eindeutig genug ist, kann das Sortal auch implizit bleiben. Für die Formalisierung der Sätze mit Demonstrativa wird nun parallel zu *ind* das Dummy *dem* eingeführt, das das jeweilige Denotat des Zeigeakts in c repräsentiert. Ein Beispiel:

(42) (Rita:) Dies [verbunden mit Zeigegeste] ist ein Pferd.

Die Repräsentation der Glaubenseinstellung ist (mit r für Rita, P für die Eigenschaft, ein Pferd zu sein):

(42PR-R) $B(r, P(dem_c))$ de re

(42PR-D) $B(r, P(\underline{dem}_{r,c}))$ de dicto

In der *de re*-Interpretation ist *dem* dasjenige (pferdgleiche) Objekt, auf das Rita in c zeigt. *De dicto*-Interpretation kann notwendig werden, wenn epistemische Fehlleistungen im Spiel sind, wie z.B. Verwechslungen oder Halluzinationen. In letzterem Falle wäre (42PR-R) unter Umständen gar nicht verstehbar, wohl aber

(42PR-D), wo das A-Objekt *dem* Ritas mentale Repräsentation von einem Pferd ist. Die Wahrheitsbedingungen von (42PR-D) sind:

$$(42TB) \quad TB(r, P(\underline{dem}_{r,c})) \leftrightarrow B(r, P(\underline{dem}_{r,c})) \wedge P(dem_c)$$

Ein Beispiel für einen demonstrativen Akt mit explizitem Sortal wäre:

(43) (Rita:) Dieses Tier lahmt.

Kaplan bietet in “Afterthoughts” zwei Möglichkeiten an, wie man den indexikalischen Komplex aus “dies”-plus-Sortal formal fassen kann: entweder als “rigidifier”, in dem die gelieferte Beschreibung mit in den semantischen Gehalt der singulären Proposition eingeht; oder als “demonstrative surrogate”, in dem das Sortal als Ersatz für eine außersprachliche Zeigehandlung fungiert und somit keinen eigenen Beitrag zum sprachlichen Gehalt der Äußerung leistet.⁸⁴ Kaplans Zwiespalt ist, dass die erste Variante besser in das formale System eingepasst werden kann, die zweite Variante dagegen eher seinem Verständnis des Demonstrativums als direkt referentiell Term entspricht. Diese zwei Alternativen laufen parallel zu der Unterscheidung zwischen “speaker’s reference” und “semantic reference” bei Kripke bzw. “attributiver” und “referentieller” Verwendung von Beschreibungen bei Donnellan. Es geht jeweils darum, die mögliche Diskrepanz zwischen dem, was der Sprecher auszudrücken intendiert, und dem, was er kraft der wörtlicher Bedeutung tatsächlich ausdrückt, zu markieren. Wie sich zeigen wird, ist diese wichtige Dichotomie in unserem Modell gut aufgehoben, und zwar im Rahmen der *de re*- / *de dicto*-Unterscheidung. Man kann nämlich der “rigidifier”-Alternative den Zuschlag geben, ohne dass dadurch die referentielle Funktion des indexikalischen Komplexes verfälscht würde: Das genannte Sortal macht die Referenz auf das so im *de re*-Modus demonstrierte Objekt mit den Mitteln konventioneller Bedeutung starr. Andererseits muss die maßgebliche Rolle der Sprecherintention im Akt des Zeigens dadurch nicht außen vor bleiben, bedenkt man den *de dicto*-Modus.

⁸⁴s. Kaplan (1989b), S.580-582.

Zunächst zurück zu den propositionalen Repräsentationen für (43) (mit L für die Eigenschaft, zu lahmen; das Subskript “<Tier>” ist wie besprochen als Beschreibung zu verstehen, die das in c Demonstrierte starr denotiert, analog zu dem “[α]” in Kaplans “dthat[α]”):

(43PR-R) $B(r, L (dem)_{\langle \text{Tier} \rangle c})$ de re

(43PR-D) $B(r, L (\underline{dem})_{\langle \text{Tier} \rangle r, c})$ de dicto

Wieder kann in bestimmten Situationen die *de dicto*-Zuschreibung Aufschlüsse liefern, die in der *de re*-Interpretation verwehrt bleiben. Denn angenommen, Rita ist auf der Jagd und schießt mit dem Gewehr auf das in (43) genannte Tier, das sie als einen kranken Hirsch ausgemacht hat, täuscht sich aber, und tatsächlich schießt sie auf eine zwar lahrende, aber gleichzeitig medizinisch betreute Milchkuh. Als Antwort auf die Frage, warum sie gefeuert hat, kann Rita den Satz (43) äußern. Der Satz wäre wiederum nur in der Lesart (43PR-D) als Handlungserklärung hilfreich. Rita hätte nicht gefeuert, wenn sie gewusst hätte, dass das Tier vor ihr eine Kuh ist. Aus (43PR-R) allein ist Ritas Verhalten nicht erklärbar, denn daraus ließen sich allenfalls Sätze wie z.B. „Rita glaubt, dass jene Kuh / dass das Tier hinter dem Zaun (= eine Kuh) lahmt“ gewinnen, und solche Aussagen sind nicht dazu geeignet, Ritas Verhalten intentional zu erklären.

Wenn Rita das Wahrnehmungserlebnis, das zu ihrer Handlung führt, noch deutlicher ausdrücken wollte, könnte sie sagen

(44) (Rita:) Dieser Hirsch lahmt.

(44PR-R) $B(r, L (dem)_{\langle \text{Hirsch} \rangle c})$ de re

(44PR-D) $B(r, L (\underline{dem})_{\langle \text{Hirsch} \rangle r, c})$ de dicto

In dem Fall wäre Ritas Irrtum am einfachsten aufzuklären, weil schon die Wortwahl ihren Wahrnehmungsfehler aufdeckt. An dieser Stelle wird außerdem das Sortal als „rigidifiziert“ relevant. Denn wenn der Ausdruck „Hirsch“ als Teil der Proposition gewertet wird, heißt das, dass die *de re*-Variante von (44) eine missglückte Existenzpräsupposition beinhaltet. Damit würde (44PR-R) im Kontext falsch oder

nicht interpretierbar. Gleichwohl ist es denkbar, dass in (44) die „speaker’s reference“ glückt, soll heißen: Obwohl kein Hirsch vorhanden ist, kann Rita die Information übermitteln, die sie zu übermitteln intendiert, nämlich dass das demonstrierte Objekt lahmt. Dies ist der Fall, den Kaplan gerne mit seiner „demonstrative surrogate“-Deutung des Sortals erfassen würde: Begriffliche Mittel sollen keinen Einfluss auf die Bestimmung des *content* eines Indexikals haben. Wir können dies durch die *de dicto*-Repräsentation nachspielen, in der ja die Beschreibung ihren semantischen Constraint betreffs der tatsächlichen Anwesenheit eines Hirsches verliert, indem sie sich auf eine mentale Repräsentation bezieht. (44PR-D) ist so zu interpretieren, dass Rita das von ihr Demonstrierte abstrakt als Hirsch repräsentiert; dieser Repräsentation wird von Rita die Eigenschaft zugesprochen, zu lahmen. Die Referenz kann trotz des Wahrnehmungsfehlers glücken, die Aussage verstanden werden, und es bleibt auch in dem Fall Kaplans Wunsch erfüllt, dass „the ‚completing‘ description has a syntactical reality within the formal language“⁸⁵.

Das Ziel des nächsten Abschnitts wird sein, Anaphern als eine weitere Kategorie direkt referentieller Terme zu untersuchen.

6. Anaphern

Anaphern werden hier ganz allgemein als Ausdrücke verstanden, die sich auf vorangegangene oder nachfolgende Diskurselemente beziehen. Als guter Philosoph beschäftigt sich Zalta nicht mit Anaphorik, sodass das Kommende, wie auch schon das meiste zu den Indexikalen, als freie Erweiterung von ILAO zu verstehen ist. Im Umkreis der PAs gelten anaphorische Phänomene dann als besonders interessant, wenn Anapher und Antezedens positional oder sinngemäß durch einen Einstellungs-Operator getrennt werden. Ein guter Anknüpfungspunkt hierfür scheint zunächst die bereits als grundlegend ausgemachte Dichotomie von *de re* und *de dicto*-Zuschreibungen. Diese wird in der Literatur seit Quine sprachlich gerne so reglementiert, dass man in *de dicto*-Zuschreibungen den gesamten Glaubensinhalt

⁸⁵Kaplan (1989b), S.581.

innerhalb des Glaubensoperators belässt, wohingegen bei *de re*-Zuschreibungen die *de re*-Teile vor den Glaubensoperator gezogen werden. Ein Beispiel:

- (45D) Hans glaubt, dass der Erfinder der Bifokalbrille ein Engländer war.
(de dicto)
- (45R) Hans glaubt vom Erfinder der Bifokalbrille, dass er ein Engländer war.
(de re)

Im *de re*-Teil wird die Verwendung von Pronomen obligatorisch. Die Pronomen sind hier „Platzhalter“ für die exportierten referentiellen Ausdrücke. Bekanntlich sind nun *de re*-Zuschreibungen dazu gedacht, die MoPs des Glaubenden auszublenden, sodass laut (45R) Hans vom Erfinder der Bifokalbrille nicht notwendig unter dem MoP „hat die Bifokalbrille erfunden“ glauben muss, er sei Engländer gewesen. Wenn (45R) eine angemessene Wiedergabe dieser Art von Zuschreibung sein soll, hat das Pronomen im Bereich des Glaubensoperators einen eigentümlichen Status: Einerseits soll es sich auf ein Antezedens außerhalb des Operators beziehen, andererseits darf es nicht dessen MoP importieren. Dass Pronomina als Ausdrücke gewertet werden, die diese Aufgabe verrichten können, lässt vermuten, dass sie die Wortart katexochen für Zwecke der *de re*-Bezugnahme sind. In Abschnitt 4 des Theorie-Teils wurde bereits auf die grundlegende Wichtigkeit von *de re*-Interpretation hingewiesen. Ohne mittels *de re*-Interpretation die Referenten zu ermitteln, über die ein Gesprächspartner Äußerungen macht, kann der Angesprochene nicht begreifen, was die Signifikanz der Aussage ist, welchem Eintrag in seinem mentalen Lexikon die empfangene Information zuzuordnen ist. Damit die Kommunikation erfolgreich verläuft, muss der Zuhörer die Signifikanzen, die er mit einem (Gesprächs-) Gegenstand verbindet, mit den Signifikanzen abgleichen, die der Sprecher ihm übermittelt. Nur so ist Wissenszuwachs möglich. Die interpersonale Anapher ist ein zentrales Mittel für die Kommunizierenden, sich der Identität eines besprochenen Gegenstandes zu versichern, und zwar ungeachtet der möglicherweise divergierenden MoPs und Urteile, die Sprecher und Hörer damit verbinden. Ein Beispiel kann das verdeutlichen:

- (46) (A:) Mark Twain war der größte amerikanische Humorist.
 (47) (B:) Nein, war er *nicht*! Er war ein miserabler Schreiberling, und Mark Twain hieß er in Wirklichkeit auch nicht.

Die anaphorische Proform „er“ dient B dazu, eine Aussage über dasselbe Individuum wie A zu machen, obwohl er A's Festlegungen bezüglich dieses Individuums nicht teilt. Dennoch ist die Referenz von „er“ in (47) unzweifelhaft. Das zeigt, dass die Anapher dazu befähigt, über eine *res* zu sprechen, ohne damit die im Raum stehenden MoPs übernehmen zu müssen. Wohl trifft es zu, dass „the use of the anaphoric dependent is correctly evaluated according to whatever substitutional commitments govern the use of its antecedent“⁸⁶. Allerdings beinhaltet das „Evaluieren“ hier nicht, dass derjenige, der das vom Gesprächspartner eingebrachte Antezedens anaphorisch aufgreift, sich damit selbst auf dessen MoPs *verpflichtet*. B's Äußerung impliziert ja durchaus keinen Selbstwiderspruch; sie ist als Antwort auf (46) z.B. nicht zuschreibbar als

- (48) B glaubt, dass der größte amerikanische Humorist nicht der größte amerikanische Humorist ist.

Die anaphorische Wiederaufnahme ermöglicht also die Kommunikation über doxastische Gegensätze hinweg, wie sie sich beispielhaft in inkompatiblen MoPs derselben *res* manifestieren. Die Anapher ist damit die zentrale expressive Ressource bei der *de re*-Aneignung von PAs. Der semantische Ertrag dieser Beobachtung ist, dass pronominale Anaphern direkt referentielle Terme sein müssen, da sie, wie (47) zeigt, auf ihren Referenten verweisen können, ohne dabei an irgendwelche begrifflichen Bedingungen /„Sinne“/ MoPs gebunden zu sein. Die interessante Frage im Zusammenhang mit den *de re*-Konstruktionen ist nun, wie es der Proform eigentlich gelingt, auf ein genanntes Individuum zu referieren, ohne dass dabei der im Antezedens spezifizierte MoP mitvererbt wird. Wenn man die Anaphora als gebundene Variable fungierend auffasst, würde die logische Form des *de re*-Satzes (45) halbformal ungefähr folgendermaßen wiedergegeben:

- (45LF-R) $(\exists x)(x = \text{der Erfinder der Bifokalbrille und Hans glaubt, dass } x \text{ Engländer war})$

⁸⁶Brandom (1994), S.455.

Die Vorkommnisse der Variablen (auch das zweite Vorkommen im Glaubensoperator) sind durch den initialen Existenzquantor gebunden. Somit ist der Form nach alles in Ordnung, schwierig ist nur, aus (45LF-R) eine einleuchtende Interpretation zu gewinnen. Denn der Formel gemäß müsste das zweite gebundene Token von x in (45LF-R) koreferent mit dem ersten sein, das erste aber legt als den semantischen Wert von x nichts anderes als genau das Individuum fest, das die Bifokalbrille erfunden hat– wie kann dann (45LF-R) dazu dienen, Hans einen Glauben zuzuschreiben, der sich inhaltlich von (45D), dem *de dicto*-Gegenstück zu (45R), unterscheidet? Woraus ist in (45LF-R) ersichtlich, dass Hans vom selben Individuum, das der Zuschreiber unter dem MoP „der Erfinder der Bifokalbrille“ fasst, glaubt, dass es Engländer war, aber *nicht* unter demselben MoP? Die Schreibweise in (45LF-R) suggeriert, aber sie erklärt nicht, wie diese Aufteilung von *res* einerseits und damit verbundenem, sprecher-orientiertem MoP andererseits zustande kommt.

Zur Lösung dieses Problems kann man ohne Umstände auf die bereits aus dem letzten Abschnitt bekannte Analyse zurückgreifen. Dann ergeben sich für (45D) und (45R) die gewohnten Repräsentationen (mit h für Hans, E für die Eigenschaft, Engländer zu sein und $\iota x(\phi)$ für den Erfinder der Bifokalbrille)

(45PR-D) $B(h, E((\iota x)\phi_h))$ de dicto

(45PR-R) $B(h, E((\iota x)\phi))$ de re

Das Problem anaphorischer Referenz taucht in dieser Schreibung gar nicht auf, da hier erstens der *de re* – *de dicto*-Unterschied nicht mittels Export und Import von Ausdrücken und deren MoPs geregelt wird, sondern mittels der Ambiguität der referierenden Terme (in dem Falle also der Kennzeichnung) zwischen A- und O-Objekten, und da zweitens Zaltas Deutung von Kennzeichnungen als genuin referierenden Termen erst gar keinen Existenzquantor als Bindungselement notwendig macht. Das impliziert auch, dass die logische Form von *de re*-Sätzen wie (45R) durch (45PR-R) korrekt wiedergegeben ist, d.h. dass die „von“-Konstruktion in (45R), vermittelt derer ja die Kennzeichnung Skopus über den Glaubensoperator bekommt, in der logischen Syntax des Satzes keine Rolle spielt. Man mag sich

fragen, ob dies eine gute Lösung ist angesichts der divergierenden Oberflächenform von (45R). Dabei ist aber zu bedenken, dass es ohnehin nicht unstrittig ist, ob (45R) ein guter natürlichsprachlicher Satz ist, um eine *de re*-Zuschreibung auszudrücken, oder ob es sich nicht vielmehr um eine künstlich reglementierte Paraphrase handelt, die ihre Form umgekehrt dem Bedürfnis verdankt, eine Entsprechung für die vorausgesetzte logische Struktur (wie die in (45LF-R)) zur Hand zu haben. Im alltäglichen Diskurs würde sehr wahrscheinlich auch die *de re*-Zuschreibung des Glaubens „Der Erfinder der Bifokalbrille war ein Engländer“ an Hans dieselbe Oberflächenform haben wie die *de dicto*-Entsprechung, und die Anweisung zur *de re*-Interpretation würde, wenn überhaupt wichtig, durch andere Mittel (des Kontexts) bereitgestellt. Wenn das stimmt, wäre (45PR-R) als Analyse von (45R) ganz passend. Bach (1994) weist darauf hin, dass die bloße Tatsache, dass zwei Interpretationen einer Äußerung mittels Unterschieden in der logischen Form erklärbar sind, dies noch nicht zum Schluss berechtigt, dass die Äußerung diese zwei logischen Formen auch tatsächlich besitzt.⁸⁷ Er zeigt außerdem, dass unter Umständen auch eine „von“-Konstruktion eine *de dicto*-Lesart zulassen kann und folgert daraus, dass keine syntaktische Basis dafür erkenntlich ist, den *de re*- / *de dicto*-Unterschied mit Skopusambiguität zu erklären. Kapitan (1994) spricht dann auch von einer unumgänglichen „annoying ambiguity“ von PA-Berichten und weist auf die für die Interpretation entscheidende Rolle des Kontexts hin, worunter für Kapitan der umgebende Text, die Sprecherintention und andere pragmatische Faktoren zählen.⁸⁸ Allerdings muss man die Last, die auch hier wieder dem Kontext aufgesattelt wird, immer als durch den erwähnten *de re*-Default gelindert sehen.

Durch obiges Argument wurde die Darstellung von Anaphern vermieden statt angegangen. Um unser Modell auf explizite Anaphorik zu untersuchen, müssen Beispiele betrachtet werden, die über den Standardfall der *de re*-Zuschreibung hinausgehen, sodass die Anapher eine echte Argumentposition besetzt. Ein Beispiel wäre

(49) Lingens believes that he is lost in the Stanford Library. ,

⁸⁷Bach, K. (1994): *Thought and Reference*, Oxford, S.207f.

⁸⁸Kapitan (1994), S.278.

das bereits unter den Indexikalen abgehandelt wurde. An jener Stelle hätte vielleicht bereits der Einwand nahe gelegen, die angebotene Analyse sei verfehlt, insofern sie ein Indexikal mit einer Anapher verwechselt. Indexikale sind in linguistischer Tradition für den Bezug auf Elemente des außersprachlichen Kontexts reserviert, Anaphern für den Rückverweis auf sprachliche Antezedentien, die der „Kotext“ bereitstellt. Diese Auffassung impliziert auch, dass Pronomen als prinzipiell ambig interpretiert werden müssen: In einem Satz wie „Ein Spieler hat sein ganzes Geld verloren“ fungiert die Proform entweder als Anapher, d.h. sie ist „gebunden“ durch den vorangehenden Quantor, oder sie ist ein Indexikal, dann bezieht sie sich auf ein anderes, bereits genanntes Kontextelement, also nicht auf den Quantor „ein Spieler“ im selben Satz. Als Beleg für die Notwendigkeit, Pronomen als ambig zwischen anaphorischer und indexikalischer Lesart zu analysieren, werden syntaktische Gesetzmäßigkeiten angeführt, die die Interpretation restringieren. In Absetzung von dieser Tradition wird in der folgenden Darstellung versuchsweise mit einer einheitlichen Theorie der Pronomen gearbeitet, in der alle (nicht reflexivisch markierten) Pronomen in gleicher Weise auf kontextuell saliente Elemente referieren können. Im Diskurs genannt zu werden ist nur eine Möglichkeit unter anderen, kontextuelle Salienz zu erwerben, d.h. der Kotext ist ein Teilbereich des Kontexts. So gesehen sind Anaphern dann auch ein Spezialfall von Indexikalität, und Einstellungsoperatoren sind keine Barrieren für anaphorischen Bezug. Eine vollständige Begründung dieses pragmatisch orientierten Ansatzes setzt eine Kritik der strukturellen Beschränkungsregeln für Anaphern und Indexikale voraus. Da eine solche Kritik nicht Thema der Arbeit ist, sei an dieser Stelle auf Bach (1994) verwiesen. In Anlehnung an Lasniks Anaphern-Theorie setzt Bach dort seine „assimilation thesis“ der Pronomen der arrivierten „ambiguity thesis“ entgegen.⁸⁹

Eine pragmatische Theorie der Anaphern hat die Vorteile, dass sie nicht mit der fragwürdigen Ambiguitätsthese von Pronomen belastet ist, und dass sie sich nicht mit ungelösten Rätseln syntaktischer Bindung befassen muss. Dass gerade der letztere Punkt im Zusammenhang mit spezielleren Fragen zur Anaphorik in PAs als profitabel gelten kann, wird sich im Verlauf dieses Abschnitts noch herausstellen.

⁸⁹Bach (1994), S.221-237.

Zunächst aber zu einigen bereits vertraut klingenden Beispielen. Soames (1994)⁹⁰ nimmt Fälle wie „Smith believes that he is lost in the Stanford Library“ zum Anlass, an der direkten Referenz von Anaphern zu zweifeln, da die Ersetzung der Proform „he“ durch das koreferente „Smith“ einen Satz ergeben würde, in dem nicht mehr ausgedrückt wird, dass Smith von *sich selbst* glaubt, dass er sich in der Bibliothek von Stanford verirrt hat. Der Fall wurde oben mittels des *cognitive character* von „he“ gelöst. Zugleich wurde ersichtlich, inwiefern das Pronomen auch in PA-Kontexten direkte Referenz beanspruchen kann. Das Verfahren ist auch auf Fälle wie „Mary believes that John loves his mother“ anwendbar. Auch hier meint Soames, es genüge nicht, der Anapher „his“ einfach direkt den Referenten des Antezedens „John“ zuzuordnen, da dann nicht mehr zum Ausdruck komme, dass Mary von John glaube, er liebe *seine eigene* Mutter. Aber auch diese Information über die angenommene Reflexivität von Johns Glauben kann man, so die Behauptung, genauso gut mit einem weiteren Vorkommen von „John“ oder einem beliebigen anderen singulären Term für John übermitteln, solange nur Mary mit beiden Ausdrücken denselben definiten MoP assoziiert.

In gleicher Weise lässt sich auch bei folgendem Beispiel von Soames argumentieren:

(50) John fooled Mary into thinking that he wasn't John. ,

wobei „he“ sich auf „John“ beziehen soll. Soames macht sich Sorgen, dass sich „ascriptions of absurd, (pseudo)reflexive assertions and beliefs to Mary“⁹¹ einstellen, wenn man das „he“ genauso wie „John“ als direkt referentiell auf die Person John versteht. Aber auch hier kann man mit der gewohnten Analyse zu Klarheit darüber gelangen, wie (50) zu verstehen ist. Es ist anzunehmen, dass Mary über einen bestimmten MoP von John, resultierend aus einem oder mehreren Begegnungsumständen c_1 , verfügt (geschrieben \underline{j}_m), und dass John sich Mary in der in (50) beschriebenen Situation c_2 in einer Weise präsentiert, dass Mary John nicht wiedererkennt und, auf John deutend, etwas äußert wie: „This isn't John“. Satz (50) wäre also mit Bezug auf zwei Äußerungsumstände so zu verstehen:

⁹⁰Soames, S. (1994): *Attitudes and Anaphora*, in: *Philosophical Perspectives* 8, Logic and Language, S.251-272.

⁹¹Soames (1994), S.266.

(50′) John fooled Mary into thinking that he [=John in c_2] wasn't John [= John in c_1].

Marys Glaube ist dann folgendermaßen repräsentierbar (mit m für Mary und j für John):

(51PR) $B(m, \underline{dem}_{m,c_2} \neq j_m)$

Außerdem gilt wegen der faktischen Koreferenz von „he“ und „John“:

(52) $dem_{c_2} = j$

Das Paar (51PR) - (52) ist konsistent, sodass Mary keine widersprüchlichen oder „absurden“ Glaubensinhalte vorzuwerfen sind. Außerdem gilt

(51TB) $TB(m, \underline{dem}_{m,c_2} \neq j_m) \leftrightarrow B(m, \underline{dem}_{m,c_2} \neq j_m) \wedge dem_{c_2} \neq j$

Daraus ist ersichtlich, inwiefern John Mary in die Irre führt. Dieser Fall ist bis hierher vollständig analog zu den unter den Indexikalen besprochenen. Jetzt steht allerdings noch eine Repräsentation des ganzen Satzes (50) aus. Da ja im Zuge der „assimilation thesis“ von Bach pronominale Anaphern an Indexikale angeglichen werden, kann auch das „he“ in (50) in der bekannten Schreibweise wiedergegeben werden. Ein Stolperstein in der Notation ist nun, dass bislang immer nur der *character* berücksichtigt wurde, mit dem der Glaubende in der ursprünglichen Äußerung die *res* herausgreift, dass aber für anaphorische Bezugnahme in PA-Zuschreibungen gilt: „[T]he coreferential links established by third-person pronouns are [...] entirely the responsibility of the reporter.“⁹² Mary selbst ist ja gerade nicht der Überzeugung, dass der Referent von „he“ in (50′) *John* ist – wohl aber der Zuschreibende! Die Auswertung des pronominalen Bezugs muss jetzt also von der Zuschreibungs-Äußerung abhängig gemacht werden und ist folglich eine Funktion

⁹²Bäuerle, R. (1997): *Would You Believe It? On the Anaphoric Specification of Attitude Content*, in: Kühne, W. u.a. (Hg.): *Direct Reference, Indexicality, and Propositional Attitudes*, Stanford, S.293-312, S.294. Die Gültigkeit dieser Regel schließt folglich auch eine Interpretation von (50) aus, wonach „he“ und „John“ A-Objekte bezeichnen, die für Mary den gleichen *cognitive character* haben, die also für Mary identisch sind.

des Metatexts. Die propositionalen Repräsentationen sind nicht unbedingt sehr praktisch bei der Darstellung solcher *character*-Komplizierungen, da sie ja im Grunde den *content* repräsentieren sollen, also das, was die Auswertung des *character* im Kontext ergeben hat. Man kann sich aber behelfen, indem man das Mittel der doppelten Indizierung einsetzt. Es gilt dann: Anlässlich des Vorkommens eines Dummy *ana* (für anaphorischen Bezug) ist der erste Index, der die objektuelle Referenz der Anapher angibt, mit Bezug auf die gegenwärtige Auswertungssituation zu interpretieren, der zweite Index mit Bezug auf den ursprünglichen Äußerungs-Kontext. Dann ergibt sich für (50) (mit $xFB(y,p)$ für die Relation „*x* macht *y* glauben, dass *p*“):

$$(50PR) \quad jFB(m, \underline{ana}^{\langle j \rangle}_{m,c_2} \neq \underline{j}_m)$$

In dieser hybriden Notation dient der erste Index „ $\langle j \rangle$ “ dazu, den vom Zuschreiber *z* intendierten Referenten *r* der Proform festzulegen; der zweite Index „ m, c_2 “ gibt wie gewohnt an, auf wessen MoP von *r* in (Kontext c_2) *z* sich bezieht. Die *ana*-Form ist entsprechend der pragmatischen Referenz-Theorie nicht als gebunden vorzustellen, stattdessen wird die Koreferenz von *ana* („he“) und *j* situativ durch den Sprecher etabliert, ganz nach Art einer indexikalischen Bezugnahme.

Da die Grundlage für die Zuschreibung (50) Marys Äußerung „You aren’t John“, gerichtet an John, sein soll, gilt außerdem:

$$(53) \quad jFB(m, \underline{ana}^{\langle j \rangle}_{m,c_2} \neq \underline{j}_m) \leftrightarrow jFB(m, \underline{ind}_{\langle you \rangle m, c_2} \neq \underline{j}_m),$$

mit $\underline{ana}^{\langle j \rangle} = \underline{ind}_{\langle you \rangle m, c_2} = j$.

Wenn man die durch (50) ausgedrückte Proposition in (53) wie links des Äquivalenzzeichens spezifiziert, ist darin der Blickpunkt des Berichterstatters inbegriffen; die Notation rechts orientiert sich an der direkten, „berichteten“ Rede (von Mary), weil sie nur den Blickpunkt der Glaubenden berücksichtigt. Diese doppelte Perspektivität könnte man auch auf das Lingens-Beispiel übertragen.

Das ganze übrige Analyseverfahren ist dann analog zu dem bei den Indexikalen vorgeführten, weshalb hier auf die Behandlung weiterer Beispiele verzichtet wird. Die typischen Probleme, die in der Literatur zu Anaphern in PAs zu finden sind, sind zumeist mit Fragen der Bindung von Anaphern über Einstellungsoperatoren hinweg befasst. Sie können der Lösung mittels *cognitive character* zugeführt werden, wenn man diesen mit der pragmatischen Theorie der Anaphern kombiniert. Auch Fälle, in denen die Analyse von Anaphern als gebundene Variablen versagen, können so befriedigend behandelt werden. Ein Satz, vor dem Soames kapituliert, ist

- (54) Ralph said that any man who sees Susan in that costume will tell you that she is beautiful.⁹³

Um interpretierbar zu sein, sollte das „she“ von „Susan“ gebunden werden, was aber grammatisch nicht möglich ist, da die NP „Susan“ die Proform nicht c-kommandiert. Auch hier kann man eine stimmige Interpretation unter Verwendung von „ana“ als speziellem Indexikal plus *cognitive character* geben, wonach einfach $\underline{ana}^{<S>}_x = \underline{Susan}_x$ für $x = \text{man who sees Susan}$.

Hob-Nob Sätze und „mental anaphora“

Wie erwähnt gelten in der Literatur Sätze, in denen sich anaphorische Bezüge mit Glaubensoperatoren überkreuzen, als schwierig zu analysieren. Ein Beispiel für einen Fall, in dem diese Konstellation ganz besonders hervorsticht, ist der durch Geach (1967)⁹⁴ bekannt gewordene Satz (55):

- (55) Hob thinks a witch has blighted Bob's mare, and Nob wonders whether she (the same witch) killed Cob's sow.

In (55) sind die Perspektiven dreier Personen involviert: die Hobs, die Nobs und die des Zuschreibers. Intuitiv versteht man den Satz vermutlich am ehesten so, dass über eine einzige Hexe gesprochen wird. Dabei ist noch nicht ausgemacht, ob Hob und Nob eine ganz bestimmte, ihnen bekannte Hexe im Verdacht haben, oder ob sie an

⁹³Soames (1994), S.269.

⁹⁴Geach, P.T. (1967): *Intentional Identity*, in: *Journal of Philosophy* 64, S.627-632, S.628.

irgendein Mitglied der Hexenzunft denken. Sicher ist nur, dass Hob und Nob laut dem Zuschreiber dieselbe Hexe der beiden Untaten verdächtigen. Für Geach stellt sich das Problem folgendermaßen dar: Wie kann man (55) formal so erfassen, dass sich das Pronomen „she“ korrekt auf das inhaltlich zugeordnete Antezedens „a witch“ bezieht? Die NP „a witch“ befindet sich offenbar im Skopus eines Glaubensoperators („Hob thinks“), das dazu anaphorische „she“ dagegen außerhalb. Diese Konstellation sollte eigentlich das gewünschte Bindungsverhältnis verbieten. Ein möglicher Ausweg wäre, die NP „a witch“ mittels Raising aus dem Operator herauszubewegen, sodass sich folgende Variante ergäbe:

- (56) As regards some witch, Hob thinks she has blighted Bob's mare, and Nob wonders whether she killed Cob's sow.⁹⁵

Strukturell gesehen befindet sich die NP in (56) jetzt nicht mehr im Bereich eines Glaubensoperators und kann damit auch beide Vorkommnisse von „she“ binden. Der Nachteil ist diesmal, dass jemand, der Hobs und Nobs Glaube mit (56) berichtet, sich damit zwangsläufig auf die Existenz von Hexen festzulegen scheint, und das obwohl „our reporter may mistakenly believe that there are no witches“⁹⁶. Damit scheint (56) als adäquate Wiedergabe von (55) disqualifiziert. Geach selbst bekennt: „I cannot even sketch a structure of operators that would make good logical sense of this“.⁹⁷ So scheint am Ende statt einer *de re*- und einer *de dicto*-Analyse des Hob-Nob-Satzes überhaupt keine übrig. Unter den Prämissen von ILAO sowie der *assimilation thesis* der Pronomen kann man die Dinge vielleicht wieder ein wenig zurecht rücken. Zunächst ist zu beachten, dass dem Unterschied zwischen spezifischer Lesart, wonach Hob eine ganz bestimmte Hexe im Auge hat, und unspezifischer Lesart, wonach es irgendeine Hexe gewesen sein kann, in der Analyse Rechnung getragen werden soll.⁹⁸ Traditionell geschieht das mittels der Positionierung des Quantors: Weiter Skopus ergibt spezifische Lesart (wie oben in (56)), enger Skopus ergibt

⁹⁵ebd.

⁹⁶ebd.

⁹⁷Geach (1967), S.630.

⁹⁸Es gibt Verwendungen des Begriffspaares *de re / de dicto*, die damit den genannten Unterschied von spezifischer und unspezifischer Interpretation erfassen. Dies hat nichts mit dem hier vertretenen *de re/de dicto*-Gebrauch zu tun und darf nicht damit verwechselt werden. Recanati (2000) warnt nachdrücklich vor dieser oft genug auftretenden Konfusion, s. Recanati, F. (2000): *Opacity and the Attitudes*, in: Orenstein, A. / Kotatko, P. (Hg.): *Knowledge, Language and Logic: Questions for Quine*, Dordrecht, S.367-406, S.386-389.

unspezifische Lesart (wie in (55)).⁹⁹ Unter diesen Vorgaben sähe die propositionale Repräsentation von (55) so aus (mit h für Hob, n für Nob, W für die Eigenschaft, Hexe zu sein, Bl für die Eigenschaft, Bobs Pferd verwunschen zu haben und K für die Eigenschaft, Cobs Sau getötet zu haben; B ersetzt die von Geach verwendeten epistemischen Operatoren):

$$(55PR) \quad B(h, \exists x (W(x) \wedge Bl(x))) \wedge B(n, K(ana^{<x>}))$$

Auch hier ist der Zuschreiber wieder verantwortlich für die Koreferenz. Da außerdem das Funktionieren der Anapher hier nach Art eines Indexikals konstruiert und somit kein Bindungsverhältnis postuliert wird, gibt es keine Probleme mit der Interpretation von $ana^{<x>}$.

Die zweite, spezifische Lesart (“eine ganz bestimmte Hexe”) wäre folgendermaßen zu notieren:

$$(56PR) \quad \exists x (W(x) \wedge B(h, Bl(x)) \wedge B(n, K(ana^{<x>}))$$

Dies wäre eine Schreibung, mit der auch jene zufrieden sein könnten, die das Pronomen als durch den Quantor gebundene Variable interpretieren würden. Das Bedenken, man müsse dann aber eine Festlegung bezüglich der Existenz von Hexen in Kauf nehmen, lässt sich zerstreuen, indem statt über gewöhnliche Objekte über abstrakte Objekte quantifiziert wird. Das Ergebnis wäre

$$(56PR-A) \quad \exists x (A!x \wedge ((x)W) \wedge B(h, Bl(x)) \wedge B(n, K(ana^{<x>}))$$

(56PR-A) besagt, dass es ein A-Objekt gibt, das die Eigenschaft, Hexe zu sein enkodiert, und dass Hob in der Glaubens-Relation zu dem propositionalen Komplex

⁹⁹Um vollständig zu sein, müssten darüberhinaus noch einmal nach spezifischer und unspezifischer Lesart der Anapher-Phrase differenziert werden: Bei spezifischer Lesart von Hobs Glaube könnte Nobs Glaube spezifisch oder unspezifisch interpretiert werden, bei unspezifischer Lesart von Hobs Glaube könnte auch Nobs Glaube nur unspezifisch ausgelegt werden. Zur Begründung dieser Verteilung s. den „Scope Constraint“ bei King, J.C. (1994): *Anaphora and Operators*, in: *Philosophical Perspectives* 8, Logic and Language, S.221-250, S.228.

$\text{PLUG}_1(\mathbf{d}(Bl), \mathbf{d}(x))$ steht, während Nob in der Glaubensrelation zu $\text{PLUG}_1(\mathbf{d}(K), \mathbf{d}(x))$ steht.

Nun stellt sich noch die Frage, wie es mit der *de dicto*-/*de re*-Unterscheidung aussieht. In (55PR) und (56PR) wurden ja keine Unterstreichungen benutzt. Zur Charakterisierung von Hobs Glauben ist das auch nicht nötig, da (55PR) impliziert, dass Hob das Objekt seines Glaubens, das Individuum x , mittels der A-Eigenschaft *witch* repräsentiert – das ist eine Konsequenz aus der Stellung des Quantors innerhalb des Glaubensoperators. Weitere Enkodierungen kommen für die Auswertung von (55PR) nicht in Frage. Auch in (56PR) macht die Angabe eines *cognitive character* für das von Hob Geglaubte keinen Sinn, aber aus anderen Gründen: Hobs Glaube geht explizit über A-Objekte, womit quasi der *de dicto*-Modus schon durch die Ontologie bereitgestellt wird. Ein Nicht-Hexengläubiger kann (56) nur so interpretieren, dass Hob die betreffende *res* unter dem MoP “witch” repräsentiert, andernfalls hätte der Ausdruck keine Verwendung im Satz.

Für Nob stellt sich die Lage etwas anders dar. Es gilt ja nach wie vor, dass der anaphorische Bezug Sache des Zuschreibers, nicht des Glaubenden ist. Für die unspezifische Lesart hieße das, dass mit einer *de dicto*-Variante von Nobs Glaube gerechnet werden muss: Es kann ja z.B. sein, dass Nob sich – anders als der Berichterstatter – nicht bewusst ist, dass das von ihm verdächtige Wesen dasselbe ist wie dasjenige, das Hob unter Verdacht hat, sodass Nob das Individuum x , das Cobs Sau getötet haben soll, auch nicht notwendig unter dem MoP “witch” repräsentieren muss. Der zu “a witch” anaphorische Gebrauch von “she” in (56) ist dann immer noch gerechtfertigt, und zwar einfach durch die Tatsache, dass die Verdächtigungen von Hob und Nob kausal auf dasselbe Individuum zurückgehen, wie der Zuschreiber weiß, nicht aber die Glaubenden. Daher die Notwendigkeit einer *de dicto*-Lesart, dergemäß dann Nobs MoP von x nicht mit dem von Hob eingegangenen übereinstimmen muss:

$$(56\text{PR-D}) \quad B(h, \exists x (W(x) \wedge Bl(x))) \wedge B(n, K(\underline{ana}^{\langle x \rangle}_n))$$

In der Praxis dürfte diese Lesart marginalen Stellenwert haben. Die Anapher scheint eine klare Präferenz für die *de re*-Identität von anaphorischem Referenten und Antezedens-Referenten einzuführen.

Bei der spezifischen Lesart ist festzuhalten, dass eine *de dicto*-Charakterisierung auch von Nobs Glauben nicht sinnvoll ist, aus den gleichen Gründen wie bei Hob. Mit anderen Worten, die spezifische Lesart impliziert, anders als die unspezifische, dass auch Nob das verdächtige Individuum unter dem MoP "witch" repräsentiert. Die Intuitionen sind hier nicht eindeutig, m.E. ist dieses Ergebnis allerdings stimmig.

Der Kniff im Zusammenhang mit den Hob-Nob-Sätzen ist der, dass ein anaphorischer Bezug auf „inexistente“ Objekte stattfindet. Dieses Phänomen greift Michael McKinsey unter der Bezeichnung „mental anaphora“ auf.¹⁰⁰ Er präsentiert Fälle von Anaphern, in denen kein geeignetes Antezedens auffindbar scheint, weil überhaupt keines *existiert*. In einem Beispiel geht eine Person namens Nob angeln und äußert am Ende des Tages: „One fish got away. I wish I had caught it.“ Dann kann man Nobs Aussage im Metatext zutreffend wiedergeben als

(57) Nob assumes that just one fish got away, and Nob wishes it had been the case that he caught it.¹⁰¹

Die interessante Frage ist jetzt, auf was sich die Anapher „it“ bezieht, wenn man voraussetzt, dass es überhaupt keinen Fisch gab, der Nob entwischt ist. McKinsey schreibt:

„Perhaps more than one fish got away, or perhaps what Nob thought was a fish that got away was really just an underwater branch. Then it seems quite impossible to specify the proposition that Nob wishes had been the case. If there were such a proposition, then surely it would be expressed by the words „he caught it“ in [(57)]. But since the pronoun „it“ would have no referent in this context, the words „he caught it“ would express no proposition at all in [(57)].“¹⁰²

¹⁰⁰McKinsey, M. (1986): *Mental Anaphora*, in: *Synthese* 66, S.159-175.

¹⁰¹McKinsey (1986), S.166.

¹⁰²McKinsey (1986), S.170.

Aus diesem seinem Ergebnis folgert McKinsey weiter, dass

„it is possible to be in practically any cognitive attitude without being related by that attitude to a proposition. Thus the widely held view that the cognitive attitude verbs express mental relations that hold between persons and propositions is false.“¹⁰³

Eine Antwort, welche Art Beziehung dann stattdessen vorliegt, wenn Nob in Wahrheit kein Fisch entgangen ist, gibt McKinsey freilich nicht. Es ist schwer vorstellbar, wie Nobs Glaubensinhalt charakterisiert werden sollte, wenn nicht durch eine Proposition. Es müsste dann ja ein völlig neues semantisches Konstrukt eingeführt werden, um solche Fälle zu erfassen, oder aber die Einstellungs-Verben (einige? alle?) müssten ganz anders analysiert werden. Beides wären bedrohliche Resultate angesichts all dessen, was bis hierher über PAs gesagt wurde, spätestens angefangen bei These 3. Viel besser wäre es, wenn man auch in Fällen wie (57) die gewohnte Analyse beibehalten könnte. In ILAO ist das kein Problem, denn dort gibt es sehr wohl eine Proposition, zu der Nob in der Relation des Wünschens steht. Das ganze PA-Verhältnis wäre (mit F für die Eigenschaft, ein Fisch zu sein, G für die Eigenschaft, entwischt zu sein, n für Nob, W für die Beziehung des Wünschens, C für die Eigenschaft, von Nob gefangen worden zu sein, ohne Modalität und ohne Tempus):

$$(57PR) \quad \exists x (A!x \wedge \forall P (x(P) \leftrightarrow (P = F \vee P = G)) \wedge W(n, C(ana^{<x>})))$$

Das Axiom für A-Objekte garantiert uns, dass es notwendig genau ein A-Objekt gibt, welches die beiden Eigenschaften G und F enkodiert. Allerdings gibt es *kein* O-Objekt, das die Eigenschaften exemplifiziert:

$$(58) \quad \neg \exists !x (F(x) \wedge G(x))$$

Somit hat der kognitive Gehalt von Nobs Wunsch kein faktisches Korrelat. Das ändert aber nichts daran, dass die Anapher in (57) ein ordentliches Antezedens (ein

A-Objekt) hat, und dass Nobs Wunsch auf einer genau angebbaren Proposition basiert: $\text{PLUG}_1(\mathbf{d}(C), \mathbf{d}((\lambda x) \forall P ((x)P \leftrightarrow (P = F \vee P = G))))$.

Mit diesen Bemerkungen soll der Abschnitt über Anaphern beschlossen werden. Es stehen noch einige Worte zur Zusammenfassung des Analyseteils aus.

7. Schlussbemerkung

Das Modell, das hier zur Analyse singulärer Terme in PAs verwendet wurde, hat sich in mehreren Hinsichten bewährt: Die Intuitionen kompetenter Sprecher in Fragen der Substitution von Termen werden berücksichtigt (These 7), ohne dass dadurch die Möglichkeit verbaut würde, an Propositionen als Einstellungsobjekten festzuhalten (These 2, These 3). Der entscheidende Gedanke dabei ist, dass mentale Repräsentationen von Objekten und Relationen als Bestandteile von strukturierten (A-)Propositionen aufgefasst werden können (These 5), aus denen sich wiederum die Wahrheitsbedingungen (O-Propositionen) ableiten lassen. A-Objekte als mentale Repräsentationen haben den Vorzug, dass sie zugeschriebene und eingegangene Glaubensinhalte mit hoher Präzision wiedergeben können, und dass sie ein flexibles Navigieren zwischen externen (*de re-*) und internen (*de dicto-*) Zuschreibungsteilen erlauben (These 8).

Ein Angelpunkt in dieser Arbeit war die Einsicht, dass die semantische Analyse von PA-Zuschreibungen mit kognitiven Entitäten rechnen muss. Unter denen, die diesen Standpunkt teilen, ist im Moment vermutlich die von Stephen Schiffer¹⁰⁴ inaugurierte „hidden-indexical theory“ die populärste. Das Modell von Zalta ist dieser Theorie in

¹⁰³McKinsey (1986), S.171.

¹⁰⁴Als erste Formulierung gilt Schiffer, S. (1979): *Naming and Knowing*, in: French, P.A. u.a. (Hg.): *Contemporary Perspectives in the Philosophy of Language*, Minneapolis, S.61-75. Im Übrigen ist es bemerkenswert, wie weit Schiffer selbst sich seither von der „hidden-indexical theory“ wegbewegt hat hin zu einem Ansatz, der dem Zalta-Modell zunehmend ähnelt: Die Glaubensrelation wird zweistellig, nicht mehr dreistellig analysiert, die MoPs betreffen propositionale Konstituenten und nicht mehr Propositionen im Ganzen, und das indexikalische Element wird nicht mehr als versteckt, sondern als offen interpretiert, s. die Bemerkungen in Schiffer, S. (2000): *Propositional Attitudes in Direct-Reference Semantics*, in: Jaszczolt, K.M. (Hg.): *The Pragmatics of Propositional Attitude Reports*, Oxford, S.13-30.

mancherlei Hinsicht verwandt. Die Unterschiede, die den Ausschlag für Zalta und gegen die versteckte Indexikalität geben sollten, sind fein, aber zahlreich. Ein beiden Ansätzen gerecht werdender Vergleich würde definitiv eine eigene Abhandlung erfordern, dennoch sei abschließend kurz auf die wichtigsten Differenzen hingewiesen: In Umsetzungen der „hidden-indexical theory“ wird der Bedarf an MoPs als Vermittlern von Propositionen oft durch großzügiges Quantifizieren über „Gegebenheitsweisen“ umgesetzt. So gehen sowohl die Präzision als auch die Flexibilität der Zuschreibungsperspektive verloren. Zudem wird für PA-Berichte eine logische Form angesetzt, die sich oberflächensyntaktisch schwierig rechtfertigen lässt (These 4), und die durch die „versteckten“ Komponenten das Kompositionalitäts-Prinzip gefährdet (These 1). All diesen Ungereimtheiten entgeht man durch den Einsatz von A-Propositionen.

Ein weiterer Vorteil von ILAO ist, dass die direkte Referenz für Eigennamen, Indexikale und Anaphern auch in PAs bewahrt werden kann (These 6): Zwar können diese Formen im Bereich eines Glaubensoperators einen „Sinn“ (qua *cognitive character*) annehmen, aber dieser ist, anders als bei Frege, unerheblich für ihre gewöhnliche Referenz. Das einzige Caveat, das ILAO hier in Anschlag bringt, ist die Ambiguität von Ausdrücken in PA-Kontexten. Allerdings zeigt ja das Sprecherverhalten gerade, dass diese Ambiguität von Namen für A-Objekte und O-Objekte intuitiv wohlverstanden ist. Kritische Nachfragen zu dieser Idee sind eher aus dem philosophisch geschulten Lager zu erwarten. Vielleicht ist indes die Vertrautheit mit möglichen Welten ein gutes theoretisches Rüstzeug, um sich eingehender mit A-Objekten zu beschäftigen. Die Geschmeidigkeit, die sie in die semantische Analyse bringen, spricht jedenfalls dafür.

Literatur

- ARIEL, M. (1994): *Interpreting Anaphoric Expressions: A Cognitive versus a Pragmatic Approach*, in: *Journal of Linguistics* **30**, S.3-42.
- BACH, K. (1994) [zuerst 1987]: *Thought and Reference*, Oxford.
- BÄUERLE, R. (1991): *Verben der propositionalen Einstellung*, in: v.Stechow, A. / Wunderlich, D. (Hg.): *Handbook of Semantics*, Berlin, S.709-722.
- BÄUERLE, R. (1997): *Would You Believe It? On the Anaphoric Specification of Attitude Content*, in: Künne, W. u.a. (Hg.): *Direct Reference, Indexicality, and Propositional Attitudes*, Stanford, S.293-312.
- BRANDOM, R.B. (1994): *Making It Explicit. Reasoning, Representing and Discursive Commitment*, Cambridge/Mass.
- CARNAP, R. (1964) [zuerst 1947]: *Meaning and Necessity. A Study in Semantics and Modal Logic*, 4.Aufl. Chicago.
- CLAPP, L. (1995): *How To Be Direct and Innocent: A Criticism of Crimmins and Perry's Theory of Attitude Ascriptions*, in: *Linguistics and Philosophy* **18**, S.529-565.
- CLAPP, L. (2000): *Beyond Sense and Reference: An Alternative Response to the Problem of Opacity*, in: Jaszcolt, K.M. (Hg.): *The Pragmatics of Propositional Attitude Reports*, Oxford, S.43-75.
- CRESSWELL, M.J. (1982): *The Autonomy of Semantics*, in: Peters, S./Saarinen, E. (Hg.): *Processes, Beliefs, and Questions. Essays on Formal Semantics of Natural Language and Natural Language Processing*, Dordrecht, S.69-86.
- CRESSWELL, M.J. (1985): *Structured Meanings: The Semantics of Propositional Attitudes*, Cambridge/Mass.
- CRIMMINS, M. / PERRY, J. (1989): *The Prince and the Phone Booth: Reporting Puzzling Beliefs*, in: *Journal of Philosophy* **86**, S.685-711.
- DONNELLAN, K. (1972) [zuerst 1970]: *Proper Names and Identifying Descriptions*, in: Harman, G. / Davidson, D. (Hg.): *Semantics of Natural Language*, Dordrecht, S.356-379.
- FORBES, G. (1990): *The Indispensability of Sinn*, in: *Philosophical Review* **99**, S.535-564.
- FREGE, G. (1967) [zuerst 1923]: *Logische Untersuchungen*, in: ders.: *Kleine Schriften*, hg. v. I. Angelelli, Darmstadt, S.342-394.

- FREGE, G. (1994) [zuerst 1892]: *Über Sinn und Bedeutung*, in: ders.: Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien, hg. v. G. Patzig, 7.Aufl. Göttingen, S.40-65.
- GEACH, P.T. (1967): *Intentional Identity*, in: *Journal of Philosophy* **64**, S.627-632.
- JACOB, P. (1997): *Frege's Puzzle and Belief Reports*, in: Künne, W. u.a. (Hg.): *Direct Reference, Indexicality, and Propositional Attitudes*, Stanford, S.215-246.
- JASZCZOLT, K.M. (1999): *Discourse, Beliefs, and Intentions. Semantic Defaults and Propositional Attitude Ascriptions*, Oxford.
- KAPITAN, T. (1994): *Exports and Imports: Anaphora in Attitudinal Ascriptions*, in: *Philosophical Perspectives* **8**, Logic and Language, S.273-292.
- KAPLAN, D. (1989a) [zuerst 1977]: *Demonstratives. An Essay on the Semantics, Logic, Metaphysics, and Epistemology of Demonstratives and Other Indexicals*, in: Almog, J. u.a. (Hg.): *Themes from Kaplan*, Oxford, S.481-566.
- KAPLAN, D. (1989b): *Afterthoughts*, in: Almog, J. u.a. (Hg.): *Themes from Kaplan*, Oxford, S.565-614.
- KING, J.C. (1994): *Anaphora and Operators*, in: *Philosophical Perspectives* **8**, Logic and Language, S.221-250.
- KRIPKE, S.A. (1972): *Naming and Necessity*, in: Harman, G. / Davidson, D. (Hg.): *Semantics of Natural Language*, Dordrecht, S.253-355.
- KRIPKE, S.A. (1988) [zuerst 1979]: *A Puzzle about Belief*, in: Salmon, N. / Soames, S. (Hg.): *Propositions and Attitudes*, Oxford, S.102-148.
- LARSON, L.K. / LUDLOW, P. (1993): *Interpreted Logical Forms*, in: *Synthese* **95**, S.305-355.
- MCKAY, T. (1981): *On Proper Names in Belief Ascriptions*, in: *Philosophical Studies* **39**, S.287-303.
- MCKINSEY, M. (1986): *Mental Anaphora*, in: *Synthese* **66**, S.159-175.
- PARTEE, B.H. (1982): *Belief-Sentences and the Limits of Semantics*, in: Peters, S. / Saarinen, E. (Hg.): *Processes, Beliefs, and Questions. Essays on Formal Semantics of Natural Language and Natural Language Processing*, Dordrecht, S.87-106.
- PERRY, J. (1977): *Frege on Demonstratives*, in: *The Philosophical Review* **86**, S.474-497.

- QUINE, W.V.O. (1960): *Word and Object*, Cambridge/Mass.
- RECANATI, F. (1993): *Direct Reference. From Language to Thought*, Oxford.
- RECANATI, F. (2000): *Opacity and the Attitudes*, in: Orenstein, A. / Kotatko, P. (Hg.): *Knowledge, Language and Logic: Questions for Quine*, Dordrecht, S.367-406.
- RICHARD, M. (1988) [zuerst 1983]: *Direct Reference and Ascriptions of Belief*, in: Salmon, N. / Soames, S. (Hg.): *Propositions and Attitudes*, Oxford, S.169-196.
- RICHARD, M. (1990): *Propositional Attitudes. An Essay on Thoughts and How We Ascribe Them*, Cambridge.
- RUSSELL, B.A.W. (1966) [zuerst 1940]: *An Inquiry into Meaning and Truth*, 7.Aufl. London.
- RUSSELL, B.A.W. (1967) [zuerst 1911]: *Knowledge by Acquaintance and Knowledge by Description*, in: ders.: *The Problems of Philosophy*, 7. Aufl. London, S.25-32.
- SALMON, N. (1986): *Frege's Puzzle*, Cambridge/Mass.
- SCHIFFER, S. (1979) [zuerst 1977]: *Naming and Knowing*, in: French, P.A. u.a. (Hg.): *Contemporary Perspectives in the Philosophy of Language*, Minneapolis, S.61-75.
- SCHIFFER, S. (1992): *Belief Ascriptions*, in: *Journal of Philosophy* **89**, S.499-521.
- SCHIFFER, S. (1997) [zuerst 1995]: *Descriptions, Indexicals, and Belief Reports: Some Dilemmas (But Not the Ones You Expect)*, in: Künne, W. u.a. (Hg.): *Direct Reference, Indexicality, and Propositional Attitudes*, Stanford, S.247-275.
- SCHIFFER, S. (2000): *Propositional Attitudes in Direct-Reference Semantics*, in: Jaszczolt, K.M. (Hg.): *The Pragmatics of Propositional Attitude Reports*, Oxford, S.13-30.
- SOAMES, S. (1988) [zuerst 1987]: *Direct Reference, Propositional Attitudes, and Semantic Content*, in: Salmon, N. / Soames, S. (Hg.): *Propositions and Attitudes*, Oxford, S.197-239.
- SOAMES, S. (1994): *Attitudes and Anaphora*, in: *Philosophical Perspectives* **8**, Logic and Language, S.251-272.
- V. STECHOW, A. (1982): *Structured Propositions*, Konstanz.
- TASCHEK, W.W. (1992): *Frege's Puzzle, Sense, and Information Content*, in: *Mind* **101**, S.767-791.

- TASCHEK, W.W. (1995): *On Belief Content and That-Clauses*, in: *Mind and Language* **10**, S.274-298.
- ZALTA, E.N. (1983): *Abstract Objects. An Introduction to Axiomatic Metaphysics*, Dordrecht.
- ZALTA, E.N. (1988): *Intensional Logic and the Metaphysics of Intentionality*, Cambridge/Mass.
- ZALTA, E.N. (1989): *Singular Propositions, Abstract Constituents, and Propositional Attitudes*, in: Almog, J. u.a. (Hg.): *Themes from Kaplan*, Oxford, S.455-478.
- ZALTA, E.N. (2001): *Fregean Senses, Modes of Presentation, and Concepts*, in: *Philosophical Perspectives* **15**, Metaphysics, S.335-359.